Nr. 30 | Leipzig, den 28. Juli | 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die Gottheit Christi 5 — Gebetserhörung — Henri Arnaud und die glorreiche Rückkehr der Waldenser 1–4 — Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses: 2. Kunstgedanken — Die Einweihung des Giordano Bruno-Denkmals in Rom — Zur Gewissensfreiheit in Rußland — Von der Heidenmission: Japans neue Verfassung in christlicher Beleuchtung; Hungersnot in China; Aus Ostafrika; Ein kleiner Erfolg der Londoner Missionskonferenz — Verschiedenes: Erklärung — Quittung — Anzeigen

Die Gottheit Christi

Das Wort ward Fleisch. Joh. 1, 14

5

Nach dem heiligen Diadem, das Christi Stirne schmückt, wird nie eines andern Menschen Hand sich ausstrecken dürfen. Die Ehre, die ihm gebührt als dem, in welchem die Welt ihren Gott gefunden, kann er nie mit einem andern teilen. Selbst wenn es jemandem gelänge, in allen Stücken es ihm gleich zu thun und dieselbe hehre Vollkommenheit zu bewähren, mit der wir Christum ausgezeichnet sehen, darin stände er doch immer noch tief unter ihm, weit hinter ihm zurück, daß er nur in Christi Nachfolge und in seiner Kraft sein hohes Ziel erreicht, daß er alles doch nur Christo zu danken hätte, was Gutes und Göttliches in ihm wäre.

Das Heil der Welt hat von Christus seinen Ausgang genommen. Für alle Zeiten ist die Erkenntnis des Gottes der Liebe an Christi Person, sein Leben und Sterben gebunden. Wer zu Gott kommen will, kann stets und allewege nur in Christo seiner teilhaftig werden. In ihm allein wird uns die Welt der Spuren unsers Gottes voll. Das alles wird niemals, so lange die Welt steht, von irgend einem andern Menschen gesagt und gerühmt werden können. Das alles bleibt für immer dem einzigen Namen Jesu Christi vorbehalten. Nie werden wir deshalb eines andern Menschen Haupt mit dem Strahlenkranze der Gottheit schmücken dürfen.

Aber unser Glaube an die Gottheit Christi soll ihn nicht auf einsame, unnahbare Höhe stellen. Darin läge doch ganz gewiß ein handgreiflicher innrer Widerspruch. Was soll uns dann noch die frohe, gnadenvolle Gewißheit, daß in Christo Gottes ewige Herrlichkeit menschliches Wesen und Leben angenommen habe, wenn nun doch wieder zwischen uns und ihm eine unausfüllbare, unüberbrückbare Kluft bestehen soll? Alles das, was ihn zu Gott erhöht hat, das soll auch uns zu erlangen möglich sein. All die Gottesfülle, die er im Herzen getragen, die will auch in unser Herz sich ergießen. All seine heilige Erhabenheit will er nicht wie einen Raub für sich behalten, sondern daran allen denen Anteil geben, die wahr und aufrichtig sie von ihm begehren.

Wessen ein Menschenherz fähig ist und was es an göttlichem Leben in sich fassen kann, das hat Christus, unser Herr, zu aller Welt Kunde gebracht. Jetzt fällt die Entschuldigung dahin, daß Gottes Gebot für uns unerfüllbar sei, daß die Schwachheit unsers Fleisches es niemals zulasse, ihm mit treuer Beharrlichkeit nachzukommen. Der heilige Wille Gottes hat jetzt in einem vollen, wirklichen Menschenleben sich verkörpert. Dem uns nachzubilden, dürfen und müssen wir uns zutrauen. Und Jesus stand allein; einsam ging er seinen Weg; von allen Seiten erfuhr er nichts als Hinderung und Anfechtung; er hatte nur die unsichtbare Gotteshand, die ihn leitete und hielt. Wir haben jetzt ihn zum Vorkämpfer und Mithelfer; wir können in seine Fußtapfen treten; wir können an seinem Vorangang und durch seine Hilfe immer wieder unsern Mut erneuern, unsre Lässigkeit anspornen, unsre nachlassende Kraft stärken und beleben; wir stehen inmitten seiner Gemeinde und werden getrieben und getragen von der Macht des Geistes, der von Christo ausgegangen ist und ausgeht fort und fort.

Welch eine ernste Mahnung also liegt in dem Glauben an die göttliche Herrlichkeit unsers Herrn für uns selbst beschlossen! Nicht umsonst wollen wir dessen aufs neue uns erinnert haben, zu was für hohen Dingen dieser Glaube einen jeden auch unter uns beruft! Was hilft es, ob wir noch so laut zu der Gottheit Christi uns bekennen, wenn das Bekenntnis unsers Mundes durch unser Leben widerlegt wird? Nur der glaubt in Wahrheit an die Gottheit Christi, der auch in der Nachfolge Christi einhergeht und mit Ernst und Treue seiner Führung folgt.

Was bedeutet es denn nun nach alledem: an die Gottheit Christi glauben? Das bedeutet: überwältigt sein von der Macht und Größe dieses armen, unscheinbaren Menschenlebens als des Höchsten und Herrlichsten, das es überhaupt giebt und geben kann. Das bedeutet: erschüttert und gedemütigt sein im innersten Gewissen von der Heiligkeit und Vollkommenheit, welche die Gestalt des Menschensohns verklärt, anbetend niedersinken vor dieser lichten Reinheit und Schönheit, neben der alles erbleicht, alles unrein und befleckt erscheint, was sonst Rühmliches und Verehrungswürdiges in der Welt sich denken läßt. Das bedeutet: im tiefsten Herzensgrunde erfaßt und hingenommen sein von der Liebesfülle, die aus Christi Leben und Kreuzestod uns entgegenleuchtet, und die ohne Zeugnis und Beweis unmittelbar in sich selbst die Bürgschaft trägt, daß in ihr die Tiefen der Gottheit selbst sich uns erschließen. Das bedeutet: gar nicht anders können als sich hineinziehen lassen in den Bann dieses Lebens, weil es uns die Gewißheit aufzwingt, daß bei ihm allein auch unser Leben sein Ziel und seine Bestimmung, sein Glück und seinen Frieden findet.

Ja, Herr, wir umfassen deine Kniee und schauen anbetend auf zu deinem dornengekrönten Haupte, das unsers Glaubens Auge dennoch umleuchtet sieht von unsers Gottes heiligem Lichte. In deinem Lichte haben wir des eignen Unwerts ganze Größe erst erkannt und haben dennoch zugleich in dir unsers Gewissens Trost gefunden; ist doch deine heilige Vollkommenheit, die uns richtet und niederbeugt, nichts andres als deine Heilandsliebe, deine erbarmungsvolle Treue. In dir hat unser Herz all seines Sehnens Erfüllung erlangt, seliger und reicher, als es je sie geahnt und ahnen konnte, so lange nicht in dir des Himmels Gut und Glück selber sich ihm darbot. Wohl hat unsers Fleisches selbstsüchtige Eigenart deinem heiligen Wesen wider-

strebt und lehnt noch fort und fort wider dich sich auf; aber die Allmacht deiner Liebe ist uns zu stark geworden; nun sind wir dennoch dein. Du bist jetzt unsers Lebens Halt und Hort, der Fels unsrer Zuflucht in Kampf und Not. Du bist der Quell des Segens und Heils, daraus wir die Freude schöpfen, die keine Trübsal und Mühsal der Welt wieder von uns nehmen kann. Du bists, durch dessen Kraft und Sieg die Welt mit all ihrer Angst und Anfechtung überwunden zu unsern Füßen liegt. In dir erst ist des Guten heiliger, unvergleichlicher Wert uns aufgegangen und hat das Herz uns hingenommen. Du ziehst uns nach auf deinen Wegen, wir folgen dir in deiner Kraft und sind gewiß, daß du allzeit uns führst auch durch Nacht zum Licht, auch durch Kreuz zur Krone. Dir leben wir, dir sterben wir, dich preisen wir in Tod und Leben für und für.

D-K

Gebetserhörung

In einigen Nummern (Nr. 8, 9 und 10) dieses Jahrgangs unsrer Zeitschrift haben wir uns über Luthers Anschauung vom Gebet unterrichten lassen. An diese Ausführungen möchte ich anknüpfen. Nicht um sie zu vervollständigen oder an Luthers Auffassung Kritik zu üben. Ich wüßte nicht, daß Wesentliches fehlte oder daß Luther den Vorwurf verdiente, auch nur in einem Punkte den christlichen Glauben hier nicht zu seiner vollen Geltung gebracht zu haben, oder daß sich wenigstens eine stärkre oder schwächre Betonung dieses oder jenes Gesichtspunktes als notwendig erwiese. Nein: wie Luther und mit Luther beten heißt wirklich christlich beten, und es thut uns immer not, daß uns dieser Beter von Gottes Gnaden fort und fort als Vorbild vor die Seele gerückt wird.

Dennoch wird dieses Vorbild auf viele seine Macht nicht ausüben, weil sie von Zweifeln bewegt sind, die ganz außerhalb des Gesichtskreises Luthers und seiner Zeit lagen.

Wenn Luther Anweisung zum Beten giebt, so richtet sich die Spitze aller seiner Ausführungen wie immer gegen die Zeitkrankheit der Werkgerechtigkeit. Gebetet wurde in Luthers Tagen viel, sehr viel, fast zu viel; aber indem der Glaube an die Liebe Gottes in Christo so gut wie verloren war, wurde das Gebet einmal durch allerlei Werke, Wallfahrten, Fasten, Gelübde unterstützt: erst so sollte es Kraft, andringende Herzlichkeit und Wert erhalten, ja es wurde selbst zum toten Werke herabgedrückt; anderseits wurde das Gebet nicht an Gott, sondern an die Jungfrau Maria und an die Heiligen gerichtet. Jedem rechten Christen leuchtet es ein, daß solches Gebet ein Hohn auf den erbarmenden, freundlichen Gott, den Vater Jesu Christi war.

Nun steckt uns freilich allen von Natur die Werkgerechtigkeit in den Gliedern; aber eine Erörterung über das Gebet in unsrer Zeit wird sich doch zu allererst gegen eine andre Zeitkrankheit wenden müssen, nämlich gegen den *philosophischen* Zweifel. Der echt *religiöse* Zweifel, nämlich die Furcht, als armer, sündiger Mensch der Erhörung Gottes nicht wert zu sein, ist doch recht selten — man darf sagen leider! Dagegen wird heute das Gebet durch die zweifelnde Frage lahmgelegt: Erhört denn Gott überhaupt Gebete, d. h. kann denn wirklich Gottes Wille durch uns Menschen beeinflußt werden? Verträgt sich das überhaupt mit dem Wesen Gottes und der immer deutlicher sich erschließenden, auf Ursache und Wirkung ruhenden Ordnung der sichtbaren Welt? Das ist ein Zweifel, der dem Zeitalter unsers Reformators ganz fern lag, der aber heute bei Tausenden jede Gebetsfreudigkeit lähmt.

Die jene Fragen rundweg verneinen, sind nicht etwa nur ausgesprochen ungläubige Menschen, die mit dem Gebet und der Gebetserhörung auch das Christentum verwerfen. Innerhalb der christlichen Gemeinschaft giebt es einen weiten Kreis solcher, denen die Wirkung des Gebets eine rein subjektive ist. Nicht Gottes Willen können wir durch das Gebet verändern, der steht ja als Gotteswille unumstößlich fest, sondern auf den Betenden selbst wirkt das Gebet verändernd und muß ihn zur Unterwerfung seines schwachen, kurzsichtigen Willens unter Gottes Willen bringen.

Ausdrücklich sei es betont, daß jedes echt christliche Gebet auch diese Wirkung haben muß und haben wird. Ich gehe aus dem Gebet als ein ganz andrer hervor, als ich hineinging. Man denke an unsers Herrn Gebet in Gethsemane. Und es ist ein unterchristliches, ja heidnisches oder, um einen Ausdruck Kingsleys zu gebrauchen, ein fetischartiges Gebet, das darauf ausgeht, Gott zur Erfüllung irgend eines Wunsches zu *zwingen*. So stark der Glaube, der solches Gebet in Bewegung setzt, auch zu sein scheint, christlicher Glaube ist das nicht, sondern derselbe Glaube, den auch der Heide haben kann und thatsächlich hat. Es fehlt diesem Glauben die Demut, die nichts andres als der Wiederschein der Gnade Gottes in unserm Herzen ist. Ist Gott mein Vater, wie kann ich besser für mich sorgen, als er es thut? Gottlob, daß ich armer, thörichter Mensch nicht mein eigner Herr und Meister zu sein brauche, daß Gott größer ist als mein Herz. Ferner handelt es sich auch bei solchen zwingenden Gebeten, wie ich sie einmal nennen will, immer nur um zeitliche Güter, und obwohl der Christ um Zeitliches, ums tägliche Brot bitten darf, ebenso wie er dafür danken soll, so tritt ihm jedes irdische Gut doch sofort unter das Licht des höchsten Gutes, des Reiches Gottes, d. h. er bittet im Namen Jesu Christi. Indem er sich nämlich im Gebet als ein Jünger Christi weiß, erkennt er dasselbe höchste Gut an, für das Christus sein Leben gelassen hat, das Reich Gottes. Wir haben als Christen nur dann ein Recht, um Irdisches zu bitten, wenn es uns in irgend einem notwendigen Zusammenhange zu unsrer Heiligung, zur Förderung des Gottesreiches an uns oder durch uns steht. So bittet ein Christ um Erhaltung oder Wiederherstellung seiner Gesundheit doch nur mit dem stillen Gedanken, seine Kraft in Gottes Dienst stellen zu wollen. Aber es kann Gottes Wille sein, daß sein Leiden zur Förderung seines Reiches dienen soll, sowohl an ihm selbst als an andern. Das Siechtum dieses armen Weibes z. B. ist die letzte Bußpredigt, die Gott an das Herz ihres Sohnes richtet — die Mutter muß um seinetwillen dulden. Oder wenn ein Familienvater um sichtbaren Segen für seine Arbeit bittet, so hat er dazu ein Recht, sobald der treibende Gedanke seiner Bitte das ernste Streben ist, die Erziehung seiner Kinder auf das Reich Gottes hin durchzuführen, wozu ihm auch äußre Mittel notwendig erscheinen. Aber vielleicht irrt er sich; Gott findet vielleicht, daß gerade das Entbehren, die äußerlich gedrückte Lage der beste Boden für die rechte Charakterentwicklung der heranwachsenden Kinder ist. So unbegreiflich dem strebenden Manne seine Mißerfolge sein mögen, thatsächlich sind es keine Mißerfolge, die er erlebt, sondern ganz besondre Führungen Gottes.

Darum, weil wir Menschen uns in der Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit bestimmter irdischer Güter für das höchste Gut täuschen können, werden wir jede Bitte um Irdisches, und wäre es uns auch noch so wertvoll, mit dem demütigen Bekenntnis vor Gott bringen: Nicht mein, dein Wille geschehe. Jede Bitte des Christen muß eine Variation der einen Bitte sein: Dein Reich komme.

Sehr oft wird uns freilich gerade im Gebet erst klar werden, wie wenig doch eigentlich das erflehte Gut im Zusammenhang mit dem höchsten Zwecke steht, wie einseitig, selbstsüchtig, kindisch die Bitte ist. Wir ringen uns dann, wenn das Gebet echt ist, von uns selber los und nehmen mit der vollen Klarheit, daß gerade dieses Kreuz uns sehr gut sei, die alte Last mit neuer Kraft auf uns. Nein, nicht wie ich will, sondern wie du willst, und du willst das Rechte!

Anderseits aber kann uns im Gebet selbst das Berechtigte unsrer Bitte und damit die Gewißheit unsrer Erhörung zum klaren Bewußtsein kommen. So betet Christus an Lazarus Grabe mit der vollsten Gewißheit der Erhörung — ganz anders als in Gethsemane. Die unmittelbare Gewißheit, die ihn an der Grabesstätte durchdrang, floß heraus aus der innigen, unmittelbaren Gottesgemeinschaft, in der er lebte. Auch darf hier an ein Gebet Luthers erinnert werden — ich meine

sein Gebet am Krankenbette Melanchthons. Es ist ja bekannt, wie Luther selbst jene Stunde mit den Worten beschrieben hat:

Allda mußte mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen, Gebete zu erhören, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich anders seinen Verheißungen trauen sollte.

Man hat diese scheinbar unehrerbietige Art Luthers zu beten mit seiner Glaubensstärke und der eigentümlichen Kraft seiner ganzen Natur entschuldigen wollen; man hat auch gesagt, daß einem Luther erlaubt war, was einem andern Christen nicht anstehe. Aber ich glaube, daß man doch dabei übersieht, daß ja Luther um das Leben nicht seines Freundes, sondern des unentbehrlichen Kampfgenossen bittet. Was er, Luther, an seinem Melanchthon für sein Werk hat, wie dringend notwendig ihm diese Kraft war, das alles drängt sich in dieser aufregenden Stunde Luthern ins Bewußtsein, und daraus fließt ihm im Gebet die Gewißheit, daß Gott den Tod Melanchthons nicht wollen könne, da dies einem Preisgeben seiner Sache gleichkäme. Und so tritt denn auch Luther mit tröstendem Wort an das Krankenbett, faßt die welke Hand und spricht: Sei guten Mutes, Philippe, du wirst nicht sterben! Solche Erfahrungen des Gebetslebens unter Theorien pressen wollen, zeigt eine Unkenntnis des Gebetslebens.

Das also ist unbedingt gewiß, daß jedes rechte Gebet auf den Betenden selbst zurückwirkt und seine Stimmung bald in dieser, bald in jener Weise beeinflußt. Aber nun entsteht die weitre Frage: Ist damit die Wirkung des Gebets überhaupt erschöpft? Haben diejenigen recht, die nur eine rein subjektive Wirkung des Gebets annehmen?

Setzen wir den Fall, sie hätten recht, so dürften wir auch recht haben mit der Behauptung: dann betet keiner mehr. Man mag von dieser Art Gebet als psychologischem Prozeß noch so verlockend und verheißend reden, mit dieser Auffassung schneidet man dem Gebete die Lebensader ab. Dann mag an Stelle des Zwiegesprächs das Selbstgespräch treten. Denn dann brauche ich nicht Gott selbst, sondern nur sein Gesetz, an dem ich mich zurechtzufinden habe. Was treibt aber ein geängstetes Herz ins Gebet? Das Verlangen nach Gott selbst, nach seiner Teilnahme; er soll mich hören, sich zu mir wenden, mich erhören. Wenn das Gebet ein rein psychologischer Prozeß ist, dann tritt ganz von selbst an Stelle des lebendigen Gottes ein toter Gottesbegriff. Zum wenigsten findet diese Art Auffassung vom Gebet keine Bestätigung durch das klassische Buch des Gebets, durch den Psalter, und am wenigsten glücklich dürfte es sein, sich auf das Gethsemanegebet zu berufen, denn man übersieht dabei, daß dieses Gebet Christi ganz und gar auf der Voraussetzung beruht, daß eine Aenderung des göttlichen Ratschlusses innerhalb der Möglichkeit liegt und nicht von vornherein durch den Gottesbegriff selbst ausgeschlossen ist.

Und eine philosophische, keine christliche Vorstellung von Gott ist es, durch die man die Möglichkeit der Gebetserhörung ablehnen zu müssen glaubt. So sagt z. B. Schleiermacher in einer Predigt über das Gebet:

Tragen wir einen Wunsch, daß dieses oder jenes sich in der Welt so ereignen möge, wie es für uns das Beste zu sein scheint, Gott im Gebete vor, so müssen wir doch denken, daß wir ihn vortragen dem unveränderlichen Wesen, in welchem kein neuer Gedanke, kein neuer Entschluß entstehen kann, seitdem es zu sich selbst sprach: Es ist alles gut, was ich gemacht habe.

Wenn nun diese Auffassung von Gottes Unveränderlichkeit die recht christliche wäre, so gäbe es für uns nichts Trostloseres als dieses bewegungslose, herzlose Wesen. Das ist aber nicht der Vater Jesu Christi. Gott ist unveränderlich — philosophisch hat das Schleiermacher ganz richtig beschrieben; religiös, christlich verstanden heißt das aber etwas ganz andres. Es heißt, daß Gott durch nichts in seiner Liebesgesinnung gegen uns kann erschüttert werden, daß er gerade für jeden Einzelnen auf immer neue Pläne und Wege sinnt, wie er ihn könnte herumholen und zur Erkenntnis bringen. Es liegt in diesem Begriff, christlich verstanden, also geradezu ausgesprochen, daß Gott ein durch und durch regsames Wesen ist, sich gleichbleibend in seiner Grundgesinnung gegen uns. Es mag dies wie eine Vermenschlichung Gottes klingen; aber damit treten wir sicher seiner Majestät weniger zu nahe, als wenn wir ihn in die Formen unsers abstrakten Denkens pressen.

Auf diese philosophischen Irrwege sehen wir — und er wandelt sie längst nicht mit Schleiermacher allein — doch auch Robertson sich verlieren, obwohl er sie sonst so sorgfältig zu vermeiden weiß, wenn er in einer Predigt über das Gebet unter manchen sehr beherzigenswerten Gesichtspunkten auch folgendes und zwar zu allererst gegen die Möglichkeit, daß Gott unsre Gebete erhöre, geltend macht:

Ihre Unvereinbarkeit mit der Thatsache, daß dies Universum auf einem System von Gesetzen beruht. Die Dinge sind so und nicht anders. Jenes Ereignis ist unausbleiblich mit dieser Folge verknüpft. Das ist, was wir ein Gesetz nennen. Alles ist eine unendliche Kette, aus der wir nicht ein einziges Glied lösen können, ohne das Ganze zu unterbrechen. Es ist mit Recht behauptet worden, daß, um einen Kiesel am Meeresstrand eine Elle höher hinauf zu schleudern, die ganze Vorgeschichte von der Schöpfung her und alle ihre Folgen bis an das Ende der Tage hin umgestoßen werden müßten. Denn die Welle hätte mächtiger sein müssen, um ihn da hinauf zu verschlagen — und das hätte eine andre Gewalt des Sturmes bedingt — dies wiederum eine veränderte Temperatur über den ganzen Erdball hin, und wieder hierdurch wäre ein entsprechender Unterschied in Temperament und Charakter der Bewohner der verschiednen Länder bewirkt worden. So daß, wenn ein Kind für seinen morgenden Ausflug schönes Wetter wünscht und dies zu erlangen hofft durch eine Veränderung der Umstände, wie sie ohne seinen Wunsch nicht eintreten würden — es damit nichts Geringres begehrt, als ein ganz neues Weltall.

Es ist schwierig, dies in seiner ganzen Tragweite andern gegenüber als denen, welchen sich von Berufswegen täglich die Einheit der göttlichen Gesetze aufdrängt, auszusprechen. Aber wenn der Astronom herniedersteigt von seinem stillen Anschauen der wandelnden Himmelskörper; wenn der Chemiker sich erhebt von der Betrachtung jener wundersamen Wahlverwandtschaften, deren Verhältnisse durch nichts verändert werden, wenn ihm die Thatsache handgreiflich wird, daß jedes Atom und jedes Element in dem Weltall seine geheimnisvolle Zahl hat, bis hin an das Ende der Tage; oder wenn der Nationalökonom die Gesetze des Wohlstandes erforscht und erkannt hat, wie unverrückbar fest sie stehen: dann zu hören, daß Gott um der Wünsche oder Pläne eines Sterblichen willen dies ganze harmonische System der menschlichen Selbstsucht zur Verfügung stellen solle — das scheint dann in der That nichts Geringres als: Auflehnung gegen den Gott des Gesetzes und der Ordnung.

Diese Ausführungen scheinen mir in mehr als einer Hinsicht verfehlt und nichts gegen die Möglichkeit der Gebetserhörung zu sagen. Zunächst: gewiß beruht alles Geschehen auf einem System von Gesetzen, gewiß stellt sich das Geschehene dem menschlichen Geiste als eine ununterbrochne Kette von Ursache und Wirkung dar. Aber indem der Mensch diesen Zusammenhang rückblickend überschaut, räumt er zugleich ein, daß tausend andre Möglichkeiten noch möglich waren, dem Gang der Dinge eine andre und doch gesetzmäßige Richtung zu geben. Nur eine von den tausenden Möglichkeiten ist eben aus bestimmten Gründen eingetreten. Ferner: wäre die Gesetzmäßigkeit des Weltlaufes so zu verstehen, daß eine Aenderung desselben überhaupt ausgeschlossen ist, dann kann auch der Wille des Menschen im Weltlauf nichts ändern. Die Welt ist dann eine große Maschine, die jeden zermalmt, der sich ihr naht, um sie zu richten. Weiter: gewiß sehen wir alle in der Naturordnung und dem System unumstößlicher Gesetze den Willen des Gottes der Ordnung und des Gesetzes: was Gott thut, thut er immer nach fester Ordnung; sein Thun stellt sich dem Geiste des Forschers immer als etwas Gesetzmäßiges, als Ordnung dar; aber wie kann man daraus folgern, daß Gott damit die Zügel der Weltregierung aus den Händen gegeben habe? Statt daß die Weltordnung ihm zum Ausdruck und zur Vollziehung seines Willens dient, würde sie vielmehr für ihn eine Fessel bedeuten, die er unvorsichtigerweise am Anfang der Tage sich angelegt und die abzustreifen ihm unmöglich wäre. Noch mehr: ist es denn etwa das Höchste, daß die Naturordnung sich vollzieht? Wäre es nicht ein durchaus christlicher Gedanke, anzunehmen, daß sie auch nur um einer einzigen Menschenseele willen könne, ja müsse durchbrochen werden? Ist ein einziger Mensch nicht mehr wert, als die ganze sichtbare, wohlgeordnete Welt? Aber das will ein christlicher Beter gar nicht, daß ihm das Weltsystem zur Verfügung stehe, sondern er will nichts andres, als daß Gott ihn berücksichtige mit seinen Wünschen, daß Gott den Weltlauf so lenke, daß sein armes Ich nicht im Laufe der Dinge zermalmt werde.

Diese Betonung der Unveränderlichkeit Gottes auf der einen Seite, der Unveränderlichkeit der Welt auf der andern entspringt durchaus keinem christlichen Gedankenkreise, sondern ist leere philosophische Reflexion, durch die wir Gott, dem Vater Jesu Christi, die Ehre nehmen, so sehr wir ihn dadurch zu ehren scheinen. Wir glauben, daß Gott einmal unter allem Wechsel trotz unsrer Sünde unser ewiges Heil will, und wir glauben, daß Gott zu diesem Ziele die Welt, d. h. das Schicksal eines jeden, lenkt und leitet. Zu begreifen, wie dieses Regieren vor sich geht, die Fäden bloß zu legen, durch die der Wille Gottes auf die Welt einwirkt, liegt vollständig außerhalb menschlicher Kunst und Kraft. Wir glauben, wir vertrauen, daß es so ist, und eines jeden Christen Lebensführung macht diesen Glauben gewisser.

Setzen wir nun einmal mit dem vollen christlichen Begriff von Gott als unserm allmächtigen, lieben Vater, der zugleich der Herr der Welt ist, ein, warum sollte er nicht auf mein kindliches Bitten Rücksicht nehmen und mein Gebet, wenn es seine Weisheit leidet, erhören? Vergessen wir doch nicht, daß wir Gott nicht deshalb unsern Vater nennen, weil er uns erhält, sondern — und ich wünschte, das träte in Luthers Erklärung des ersten Artikels noch deutlicher hervor, als es der Fall ist — weil er uns erzieht. Es giebt nun gar kein kräftigeres Moment in der Erziehung, als den Wechselverkehr von Bitte des Kindes und Erhörung seitens des Vaters. Einmal wird der Vater dem Kinde manche Bitte erfüllen, um des Kindes Vertrauen zu stärken: jeder Christ weiß aus seiner Erfahrung, daß Gott ihm solche Glaubensstärkung hat zu teil werden lassen. Bedürfen wir ihrer etwa nicht? Man sage nicht, ein durch solche Erfahrungen genährter Glaube ist kein echt christlicher; der bedarf keiner handgreiflichen Beweise. Ja, allmählich — aber sind wir denn im Glauben nicht alle Kinder? Sollte Gott seine erziehende Güte uns weniger entgegenbringen, als der Herr sie dem Thomas entgegenbrachte, da er ihn seine Hände in die Wundenmale legen ließ? Darf ich denn nicht mit aller Dankbarkeit mich dessen freuen und meinen Glauben dadurch stärken, wenn Gott mir ein Gebet, das wahrlich nicht auf Irdisches ging, das aber doch eine Aenderung meiner Lage in sich schloß, erhört hat? Selig sind, die nicht sehen und doch glauben — wir müssen glauben, um zu sehen, das ist richtig; aber wir glauben dann auch, weil wir gesehen haben.

Ich meine ferner, daß, wenn wir mit dem Gedanken unsrer Erziehung durch Gott Ernst machen, für die Gebetserhörung noch Folgendes sich ergeben wird. Ein irdischer Vater läßt sich bitten, dann giebt er. In der Kindesbitte soll das kindliche Verhältnis, das zwischen beiden Herzen besteht, zum Ausdruck kommen — die Bitte bahnt der Gabe den Weg und bürgt dafür, daß diese dem Kinde zum innern Segen sein wird. Gott kann als unser Erzieher nicht ohne weitres geben, sondern es muß erst unser Herz für eine bestimmte Gabe durch das Gebet vorbereitet sein. Gott möchte viel mehr geben, als er giebt; aber wir bitten nicht genug, wir haben die innre Reife für viele Gaben noch gar nicht. Damit ist doch zugleich ausgesprochen, daß gerade um unsers Gebetes willen Gott uns manche Bitte versagen wird. Er mutet dem stärkern Kinde zu, was er dem schwächern nicht versagen darf, um es nicht über seine Kraft zu versuchen. Seine Weisheit hat zu bestimmen, ob jetzt das Erhören, besser das Erfüllen, jetzt das Versagen einer Bitte das Rechte, der innern Kraft seines Kindes Entsprechende ist. Daraus folgt aber auch, daß jeder geistliche Hochmut Thorheit ist, der sich auf Gebetserhörungen gründen will, da vielmehr in dem Versagen einer Bitte und der innern Stärkung, die Gott doch dabei zu teil werden läßt — wir denken wieder an das Gethsemanegebet — ein besondres Vertrauen Gottes zu uns liegen kann. Es folgt daraus auch, wie falsch und verwerflich es ist, eine Statistik von Gebetserhörung, wie sie wohl seit Lavater in bestimmten Kreisen Mode geworden ist, aufstellen, darauf die Gewißheit unsers christlichen Glaubens gründen oder daraus ein Mittel zur Bekehrung der Ungläubigen machen zu wollen. Gott führt einen jeden so individuell erzieherisch, daß die schablonenhafte Behandlung einer so ernsten Sache wie der Erhörung des Gebets eine Verkennung und darum Lästerung Gottes ist.

Wer je ernstlich gebetet hat, weiß, daß Gott Gebete erhört, daß aber auch sein Versagen ein Erhören ist. P D

Henri Arnaud und die glorreiche Rückkehr der Waldenser

1

Am 15. August des Jahres 1689, an einem Donnerstag, hatte das Volk der Eidgenossen seinen Buß- und Bettag begangen. Allenthalben hatte die Arbeit gefeiert, und durchs ganze Land war Stille und Ruhe. Nur dort, wo der Genfersee in plötzlicher Biegung seine mächtige Breite verliert und nach Genf sich hinabsenkt, dort im Walde von Prangins, nahe bei dem alten Städtchen Nyon im Waadtland, herrschte ungewohnte Bewegung und Erregung. Einzeln oder in kleinen Häuflein vereinigt zogen Männer durchs Land, mit Wehr und Waffen wohl ausgerüstet. Ihre Wege verbargen sie; mit Vorliebe marschirten sie des Nachts. Sie alle versammelten sich in dem dunkeln und schützenden Walde, bis ihrer wohl 1100 beisammen waren. Wer mögen die Leute dort sein, die so sich rüsten wie zu einem Streifzug oder heimlichen Ueberfall? Die Antwort lautet überraschend genug: das sind Waldenser. Evangelische Christen also aus Oberitalien, Männer, deren altererbte Heimat in den Alpenthälern südwestlich von Turin, in Piemont ist. Wie kommen die nach der Schweiz, und was soll ihre geheimnisvolle Versammlung in jenem Walde am Genfersee? Das ist mit einem kurzen Worte gesagt: sie sind aus ihren Wohnsitzen gewaltsam vertrieben und schicken sich nun an, mit den Waffen in der Hand die Rückkehr in ihre geliebten Thäler zu erzwingen. Es verlohnt sich der Mühe wohl, von den Verfolgungen, die diese Leute erduldet, von den Kämpfen, die sie bestanden, und von den Erfolgen, die sie errungen, etwas Näheres zu vermelden.

Nicht weniger als zweiunddreißig Kriege, die um ihres Glaubens willen über die Waldenser dahingebraust seien, zählt Henri Arnaud, der Mann, den wir bald recht als Vater und Retter seines Volkes werden kennen lernen. Ein dreiunddreißigster endlich vertrieb sie gar aus ihrem Lande. Einen lebendigen Einblick in die Not, die evangelische Christen in Norditalien nicht minder als in Südfrankreich im siebzehnten Jahrhundert zu erdulden hatten, giebt folgender flüchtige Ueberblick über ein Stück wechselvoller Waldensergeschichte. Im Jahre 1630 raffte eine Pest nahezu die Hälfte der Bevölkerung dahin; von den Pfarrern blieben nur zwei übrig. Von Seiten ihres Landesherrn, des Herzogs Karl Emanuel II. von Savoyen, hatten sich die Waldenser eines bescheidnen Maßes von Duldung zu erfreuen, ohne daß jedoch dadurch Bedrängnisse und Ungerechtigkeiten in wirksamer Weise wären verhindert worden. Aber bald hörte auch dieser geringe Schutz auf, indem am 20. Februar 1650 eine herzogliche Verfügung alle bisherigen Vorrechte der Waldenser aufhob. Dem thatkräftigen Widerstande der Bedrängten gelang es freilich, sie wieder zu erringen. Der 4. März 1653 brachte ihnen eine Erneuerung und Bestätigung ihrer Freiheiten. Doch auch die Feinde ruhten nicht. Durch falsche Berichte, als wollten die Waldenser ihrem Fürsten den Gehorsam verweigern, gelang es ihnen, den Herzog Karl Emanuel II. für ihre Pläne zu gewinnen. Truppen wurden bei den Waldensern ins Quartier gelegt, und am 24. April 1655 wurde ein allgemeines Morden befohlen und ein fürchterliches Blutbad unter den Evangelischen angerichtet. Das ist das piemontesische Ostern; 14 000 Menschen kamen ums Leben; zweiundzwanzig Dörfer sanken in Asche. Die verübten Grausamkeiten und Schändlichkeiten waren so entsetzlich, versichert uns Arnaud, daß Wut und Grimm der Teufel, wenn sie entfesselt der Hölle entstiegen, nicht greulicher gegen die Christen toben könnten. Aber diese Zeit der fürchterlichen Verfolgung ward auch die Zeit der heldenhaften Verteidigung. Es stand auf Josua Janavel; er trat an die Spitze der Entronnenen und führte sie von Sieg zu Sieg. Vier Monate nach den schauerlichen Morden, am

18. August 1655, wurden im Gnadenbriefe von Pignerol alle alten Rechte und Freiheiten der Waldenser erneuert. Doch wiederum war der Friede nicht von Dauer. Die verbrieften Rechte wurden nicht beachtet, und aufs neue erhob sich 1660 Janavel zum Kampf und erstritt seinem Volke 1664 einen neuen Frieden und einen neuen Vertrag, zugleich eine Reihe von Jahren der Ruhe und der Duldung; alle ihre alten Rechte erhielten die Gemeinden zurück. Gleiches wurde ihnen noch im Jahre 1679 unter dem jungen Herzog Viktor Amadeus II. zugesichert.

2

In diesen Zeiten der Drangsal wuchs ein Geschlecht auf, stark und treu im Glauben, mannhaft und tapfer im Vertrauen auf Gott. Henri Arnaud, geboren am 30. September 1641 zu Embrun im südlichen Frankreich, besuchte als vierzehnjähriger Knabe die Schule in La Tour, als Janavel zum erstenmal sich erhob. Er war also zwar nicht Teilnehmer, aber doch Zeuge der großen und begeisternden Thaten dieses Helden und erlebte die Zusicherungen des Friedens und den Bruch des gegebnen Wortes mit. Er ging außer Landes, studirte von 1662 bis 1667 in Basel und Genf und kehrte als Pfarrer in die Thäler zurück. Die Ereignisse des Jahres 1686, mit denen wir sofort uns werden beschäftigen müssen, rissen ihn wieder aus der Arbeit eines Seelsorgers in der bedeutenden Gemeinde La Tour heraus.

Denn in dem unmittelbar an die Waldenserthäler grenzenden Frankreich war inzwischen eine That geschehen, deren Folgen sich weithin und nachhaltig sollten spürbar machen. Der König Ludwig XIV. hatte am 22. Oktober 1685 das Edikt von Nantes aufgehoben, d. h. er hatte seine reformirten Unterthanen aller Freiheit und jeglicher Duldung beraubt, sie für völlig schutzlos und rechtlos erklärt, sofern sie nicht von ihrem Glauben lassen und der katholischen Kirche sich unterwerfen wollten. In Scharen flohen die Reformirten Frankreichs nach den Waldenserthälern. Aber auf Ludwigs XIV. Drängen hin wurde ihnen sofort Ende 1685 der Aufenthalt in Piemont durch Viktor Amadeus II. verboten. Ja, der gewaltthätige französische König gab seinem schwächern Nachbarn deutlich genug zu verstehen, er, Ludwig XIV., würde wohl Mittel und Wege finden, mit 14 000 Mann die waldensischen Ketzer zu vertreiben, dann aber auch die von ihnen bewohnten Thäler für sich behalten. Daraufhin erließ Viktor Amadeus am 31. Januar 1686 eine geradezu vernichtende Verfügung gegen die Waldenser. Alle ihre Gotteshäuser sollten sie niederreißen, den römischen Gottesdienst besuchen, ihre Kinder katholisch taufen lassen, und alles das bei Todesstrafe! Mit rührend schlichten Worten erzählt uns Arnaud selber:

> Diese armen, unschuldigen Schafe waren vollständig überrascht, und nachdem sie vergeblich mehrere Bittgesuche eingereicht hatten, um den Rückruf einer so grausamen Verfügung zu erlangen, beschlossen sie, ihren Gottesdienst fernerhin abzuhalten, ihr Vaterland nicht zu verlassen, sich zu verteidigen, wie ihre Vorfahren gethan, falls man ihren Gewissen wollte Gewalt thun und ihnen die Freiheit und das Leben nehmen.

Was mag das für eine ergreifende Versammlung gewesen sein, die am Karfreitag 1686 diese Beschlüsse faßte und bei der Arnaud im Namen seiner Brüder betend die Worte sprach:

> Herr Jesu, der du so viel erduldet und den Tod für uns erlitten hast, gieb uns Gnade, daß auch wir für dich zu leiden und selbst unser Leben freudig aufzuopfern bereit seien! Die da beharren bis ans Ende, werden selig werden. Ein jeder von uns rufe mit dem Apostel: Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christum!

So war denn beschlossen, daß die Waffen entscheiden sollten. Der dreiunddreißigste Krieg sollte beginnen, der letzte, aber auch der am tiefsten einschneidende und schmerzlichste; sollte er doch, was keiner der frühern Stürme vermocht hatte, die Waldenser von ihrer Heimaterde losreißen! Ihr Führer war nicht mehr der alte Janavel; er ruhte in Genf von Wunden und Kämpfen aus und unterstützte die Sache der Seinigen nur noch durch seinen wertvollen Rat. Dagegen tritt in dieser entscheidungsreichen Zeit mehr und mehr die Gestalt Arnauds in den Vordergrund, der damals in der Fülle seiner Kraft stand. Kurz und ruhmvoll war der entbrennende Kampf, tief schmerzlich der Entscheid.

Frankreich hatte dem Herzog von Savoyen Truppen gegen die Waldenser zu Hilfe gesandt. Nicht mehr als drei oder vier Tage nach dem denkwürdigen Karfreitag, am 22. oder 23. April 1686, stritten die Waldenser gegen eine ansehnliche französische Heeresabteilung bei St. Germain. Die Franzosen wollten die Ehre haben, zuerst anzugreifen, so erzählt Arnaud; aber sie hatten auch die Ehre, gründlich geschlagen zu werden. Man warf sie so kräftig, daß sie ihr Heil in der Flucht suchen und über das Flüßchen Cluson zurückgehen mußten, ohne sich erst nach der Brücke umsehen zu können. Auf Seiten der Waldenser, die überhaupt nicht mehr als 2500 Mann aufstellen konnten, kämpften nur 200. Ihr Verlust betrug nicht mehr als zwei Verwundete. Die Franzosen verloren zahlreiche Tote und Verwundete; man sagt von 500. Schon tags darauf begegneten die Waldenser auch den Truppen des Herzogs von Savoyen und geboten ihrem Vorrücken sofort ein mächtiges Halt. Leider gingen die Früchte dieser Siege verloren, indem die Waldenser sich durch trügerische Versprechungen bethören ließen, ihre Waffen niederzulegen. Nun hatten die Feinde mit den Wehrlosen leichtes Spiel. Mehr als tausend kamen unter Greuelthaten und Schändlichkeiten ums Leben. Andre, Arnaud giebt ihre Zahl auf 14 000 an, wurden in die Kerker geworfen. Dort starben sie infolge von Hitze und Frost, Hunger und Durst und ungezählten Leiden in Menge dahin. Viele wurden nach Frankreich auf die Galeeren, andre in die Festungen Piemonts zur Zwangsarbeit geführt, Scharen von Kindern unter die katholische Bevölkerung weithin zerstreut, damit sie ihren Glauben verlieren sollten. Mit Ende Mai war das Werk der Zerstörung vollbracht. Das Völklein der Waldenser hatte aufgehört zu bestehen; ihr Land lag verwüstet, ihre Gotteshäuser zertrümmert, ihre Wohnungen ausgebrannt, geplündert und verödet. Den Grund und Boden nahm teils die herzoglich savoyische Verwaltung in Besitz, teils ward er den katholischen Nachbarn eine willkommne Beute. Nicht groß war die Zahl derer, denen es gelang, dem Tode und dem Gefängnisse zu entrinnen. Unter ihnen befand sich Henri Arnaud.

3

Zunächst konnte freilich dieser einzelne Mann nichts für seine Glaubensgenossen thun. Vielmehr traten die protestantischen Mächte für sie ein: die deutschen Fürsten, Holland, England, namentlich aber die reformirten Kantone der dem Herzogtum Savoyen benachbarten Schweiz. Ihnen gelang es, mit dem Herzoge einen Vertrag abzuschließen, infolge dessen der übrig gebliebne Rest der Waldenser noch im Jahre 1686 aus den Kerkern frei gelassen wurde und die Erlaubnis erhielt zur Auswandrung aus der Heimat, die zu einem Lande der Not und der Verfolgung geworden war. Von den 14000, die in die Gefängnisse geworfen worden waren, verließen 3000, Schatten ähnlicher als Menschen, den Kerker. Für diese entfaltete sofort und fortan Arnaud eine aufopfernde, wahrhaft väterliche Fürsorge. Die Vertriebnen wandten sich natürlich nach dem nächsten reformirten Lande, nach der Schweiz. Arnaud eilte ihnen im Herbst 1686 voran nach Genf, um ihre Aufnahme vorzubereiten. Bald folgten ihm die ersten Flüchtlinge, und bis zum Februar 1687 kamen sie, Trupp um Trupp, herangezogen. Manche erreichten nicht einmal das Ziel ihrer Wandrung. Mehrere Hunderte, deren Abreise man absichtlich bis in den Winter verzögert hatte, namentlich Greise, Weiber und Kinder, erlagen den Schneestürmen oder gingen infolge der Gewissenlosigkeit savoyischer Bevollmächtigter zu Grunde. Andre haben die Leiden und Beschwerden eines Alpenüberganges mitten im Winter überstanden und das sichre Genfer Gebiet betreten. Bleich und abgezehrt wankten sie der über die Arve führenden Brücke zu. Die Kunde von ihrem Nahen ist ihnen schon in die gastliche Stadt vorangeeilt, und vom andern Ufer drängt eine Schar sich ihnen entgegen. Es sind die Bürger von Genf, die sich unter einander die Ankömmlinge förmlich streitig machten. Ist es doch geschehen, daß Genfer ihre Gäste, die sie an der Grenze in Empfang genommen, gleich einer kostbaren Beute auf ihren Armen nach Hause trugen! Ein Leid war es ihnen, wenn einzelne der Entronnenen trotz aller Fürsorge dennoch

den überstandnen Mühsalen erlagen, eine herzliche Freude, wenn sie neu gestärkt, mit schützenden Kleidern versehn, ihren Stab nach den reformirten Kantonen der Schweiz weitersetzen konnten. Aber mit den Bürgern Genfs eilen auch andre den Nahenden entgegen. Es sind die früher Angekommnen, die sich sehnen, ihre Brüder zu begrüßen. Da finden solche, die sich schmerzlich vermißt, die sich als tot betrauert hatten, einander gerettet und vereinigt wieder; da forschen die Harrenden nach den vergeblich erwarteten Angehörigen, Verwandten und Freunden und müssen vielleicht froh sein, überhaupt nur endlich einen zuverlässigen Bericht zu erhalten, laute er auch noch so wehmütig: tot, tot, gestorben im Kerker, erlegen in Nacht und Kälte und Schneetreiben; oder auch: weich geworden, vom Glauben gewichen, gewaltsam zur katholischen Kirche geführt. Vielleicht auch heißt es — zum wie vielten male!: keiner von uns weiß, was aus dem oder jenem geworden; da wird die Länge des vergeblichen Hoffens immer mehr zur Gewißheit des unersetzlichen Verlustes.

Natürlich konnten die geretteten Waldenser, deren Zahl zwischen 2000 und 3000 betragen mochte, auf die Dauer in Genf nicht bleiben, schon darum nicht, weil weder der König von Frankreich noch der Herzog von Savoyen eine derartige Ansammlung von Flüchtlingen so nahe an seiner Landesgrenze würde ohne Widerspruch geduldet haben. Sie mußten daher nach den reformirten Kantonen der Schweiz weiterziehen. (Genf gehörte nämlich damals noch nicht zur schweizerischen Eidgenossenschaft.) Ebenso war es nur natürlich und eigentlich selbstverständlich, daß sie auch in der Schweiz nicht alle bei einander bleiben konnten. Sie waren ja arm; sie mußten durch mancherlei Wohlthaten, die ihnen zuflossen, vielfach auch auf öffentliche Kosten erhalten werden. Wir werden uns also nicht wundern, daß die eidgenössischen Regierungen fort und fort darauf ausgingen, die Waldenser in den Kantonen zu zerstreuen, sie so viel als möglich in den Norden und den Osten der Schweiz zu weisen, ja sie geradezu außerhalb der Schweiz, auf deutschem Gebiete anzusiedeln. Dort gab es infolge der vorangegangnen Kriege verödete Landstriche, die sich wohl zu einer Neubesiedlung eigneten.

Dies alles entsprach nun aber sehr wenig den Plänen der Waldenser, namentlich nicht den Absichten Arnauds. Dessen Bestreben war vielmehr mit aller Macht darauf gerichtet, die Flüchtlinge um jeden Preis bei einander zu halten, um zu geeigneter Zeit den Versuch zu wagen, in die alte Heimat zurückzukehren. In Genf war Arnaud mit dem alten Janavel zusammengetroffen, und das eben war der Plan, den die beiden kühnen Männer gefaßt hatten. Noch darf nichts davon laut und offenbar werden; aber was in den nächsten zwei oder drei Jahren alle Schritte Arnauds leitet, sein Thun und Lassen regiert, ihn in rastloser Arbeit erhält, ist nichts andres als der **eine** Gedanke und Vorsatz: Rückkehr in die Heimat.

4

Es ist nicht möglich, die weitre Entwicklung der Dinge im einzelnen zu verfolgen. Im Frühjahre 1688 finden wir die Waldenser immer noch in der Schweiz, und je länger desto mehr gewinnt es den Anschein, als sollte nun bald ihr Schicksal endgiltig entschieden werden. Den Schweizern beginnt die lange geübte Gastfreundschaft drückend zu werden, während z. B. der große Kurfürst von Brandenburg bereit ist, die Waldenser in seinem Lande aufzunehmen. So geschieht es, daß in der ersten Hälfte des Jahres 800 Waldenser nach Brandenburg weiter wandern, während ihrer etwa 100 sich nach Württemberg wenden und eine Anzahl in Hessen und in der Pfalz sich niederläßt. Bringt aber das Jahr 1688 die ersten und nicht erfolglosen Versuche der Schweizer, sich der Flüchtlinge zu entledigen, so bringt es auch die ersten, freilich noch vergeblichen Versuche der Waldenser, in ihre heimatlichen Thäler zurückzukehren. Die Liebe zu ihrem Lande und die Bemühungen Arnauds gewinnen den Sieg über ängstliches Abwägen und furchtsames Nachgeben.

Den ersten Versuch der Rückkehr unternahmen etwa 350 Mann, schlecht bewaffnet und ohne gehörige Führung, darum auch ohne Erfolg. Der bernerische Landvogt in Lausanne verhinderte mit leichter Mühe ihre Einschiffung in Ouchy, als sie nach dem savoyischen Ufer des Genfer Sees überfahren wollten. Doch nicht lange währte es, so folgte diesem ersten Versuche ein zweiter, ernsthafterer, der auch mit der gehörigen Vorsicht und Umsicht ins Werk gesetzt wurde. Arnaud selbst stand an der Spitze des Unternehmens. Zunächst wurden drei Männer abgeordnet, um das Land genauer zu erforschen, durch das der Zug gehen sollte; namentlich sollten sie verborgne Bergpfade aufspüren, zugleich auch Verbindungen mit Freunden der Waldenser anknüpfen, die etwa noch anzutreffen wären, damit sie den Zurückkehrenden heimlich Brot bereit hielten. Die Berichte dieser Männer lauteten günstig, und es ward beschlossen, gegen Ende Juni 1688 von Wallis aus über den großen St. Bernhard den Zug zu wagen. Auf verschiednen Wegen und meist des Nachts zogen 600 bis 700 Waldenser nach dem verabredeten Versammlungsorte, nach Bex an der Grenze von Waadt und Wallis. Aber trotz der angewandten Vorsicht war der Plan ruchbar geworden. Die Bewohner von Savoyen und Wallis zündeten ihre Feuerzeichen an, rüsteten sich zur Abwehr und hielten namentlich gute Wache an der Brücke von St. Maurice im Wallis, auf der die Waldenser die Rhone überschreiten mußten. Was sollten sie nun thun? Den rechten Weg wies ihnen der bernerische Landvogt von Aigle, Friedrich Thormann. Dieser kam nach Bex, versammelte sie in der Kirche und ermahnte sie mit Thränen im Auge zur Geduld, indem Gott gewiß noch der armen Waldenser gedenken, sie in ihre Heimat zurückführen würde. Zugleich aber zeigte er ihnen, wie nun, nachdem ihr Vorhaben ausgekommen war, der Ausgang nur ein verderblicher sein könne, wenn sie nicht beizeiten umkehrten. Arnaud selbst stimmte dem allem bei, redete auch zu seinen Leuten und tröstete sie durch eine Predigt über die Worte aus dem zwölften Kapitel des Lukas: Fürchte dich nicht, du kleine Herde. Der Landvogt Thormann that weiter alles, was in seiner Kraft stand, um den vergebens Ausgezognen die Heimkehr in ihre bisherigen Wohnorte in der Schweiz zu erleichtern oder zu ermöglichen. Sie kehrten um und mußten sich damit trösten, daß eben Gottes Zeit noch nicht gekommen sei.

Das mißlungne Unternehmen blieb nicht ohne ernste Folgen. Vor allem war durch diesen Versuch offenkundig zu Tage getreten, was die Waldenser im Schilde führten; ihrer Herzen verborgenste Wünsche und Hoffnungen lagen aufgedeckt vor jedermanns Augen. Das übte natürlich wesentlichen Einfluß auf den weitern Gang der Verhandlungen. Das Nächste, was geschah, war die militärische Besetzung seiner Nordgrenze von Seiten des Herzogs von Savoyen. Daran schloß sich eine ernste Beschwerde desselben Fürsten bei der Regierung in Bern, als hätten die Schweizer treulos gehandelt und den Plan begünstigt. Was Wunder, daß diese anfingen, die Gäste, die ihnen solche Verlegenheit bereiteten, mit unfreundlichen Blicken anzusehn? Auf Veranlassung der Zürcher Regierung trat im August 1688 in Aarau eine Konferenz der reformirten Kantone zusammen, zu der auch die Häupter der Waldenser beigezogen wurden. Hier erklärte man ihnen mit deutlichen Worten, sie müßten nun das Land verlassen, dessen Gastfreundschaft sie bisher genossen hatten. Diese Verfügungen erschienen aus Gründen der Staatsklugheit geboten; das herzliche Mitgefühl für die armen Vertriebnen war keineswegs erstorben, sondern gab sich noch öfters in erfreulicher und wohlthuender Weise kund. Es zeigten sich aber auch die Waldenser dessen durchaus würdig. Ihr Unterhalt wurde großenteils durch Liebessteuern bestritten, die in England, Holland, der Schweiz und anderwärts gesammelt wurden. Viele erwarben ihr Brot durch ihrer Hände Arbeit im Dienste der Bauern. Nie ist eine Klage über ihr Verhalten laut geworden. Nur eine einzige Ausnahme weiß Arnaud uns zu erzählen. Ein Waldenser, der keine Waffen besaß, nahm beim Aufbruch das Gewehr seines Gastwirtes in Zürich mit. Kaum hatten dies aber einige der in Genf weilenden Führer und Häupter vernommen, so ward auch dieses Stück unrechten Gutes an seinen Eigentümer zurückgesandt.

Durch alle die geschilderten Schwierigkeiten ließ Arnaud sich nicht irre machen. Im Spätsommer 1688 machte er sich auf den Weg nach Holland zu dem Statthalter der Niederlande,

Wilhelm von Oranien, dem angesehnen und mächtigen Freunde der Evangelischen. Als dieser Fürst erfuhr, daß die Waldenser fortwährend auf dem Plane beständen, in ihre Thäler zurückzukehren, lobte er Arnauds Eifer und Vaterlandsliebe und ermahnte ihn, seine Leute auf einem Punkte zusammenzuhalten; er empfahl ihm und seinen Leidensgefährten, noch ein wenig Geduld zu haben und den Mut nicht zu verlieren. Der Zweck dieser holländischen Reise scheint ein doppelter gewesen zu sein. Es galt, das Vorhaben der Waldenser mit einem Führer der protestantischen Politik, zugleich einem hervorragenden Kriegsmanne zu besprechen; es galt aber auch, die erforderlichen Geldmittel aufzubringen.

Kaum war Arnaud in die Schweiz zurückgekehrt, so trat ein neues, wichtiges Ereignis ein. Zwischen Ludwig XIV. von Frankreich und Deutschland brach Krieg aus. Die Gegenden in der Pfalz, in Hessen und Württemberg, in denen, wie wir gehört haben, Waldenser sich niedergelassen hatten, waren dem Ansturm der Feinde ausgesetzt. Jene kannten das Wüten der Franzosen in Feindesland aus eigner, schmerzensreicher Erfahrung und begehrten in keiner Weise, diesen Horden zum Opfer zu fallen. So verließen sie denn die Orte, wo sie eben erst die Nöte und Schwierigkeiten einer ersten Niederlassung überwunden hatten, und flohen nach der Schweiz zurück. Man nahm sie mit aller Freundlichkeit auf, und das ereignisreiche Jahr 1688 ging zu Ende, ohne daß es eine Lösung der Schwierigkeiten gebracht hätte. Die Lage war im Gegenteil mehr und mehr zu einer unhaltbaren geworden. Man legte es schweizerischerseits den Flüchtlingen als Eigensinn aus, daß sie von einer Uebersiedelung nach Deutschland nichts wissen wollten, und hielt es für angezeigt, fortan weniger rücksichtsvoll mit ihnen zu verfahren. Hatte man doch ihre Führer genötigt, ein Schriftstück zu unterzeichnen, in dem sie sich verpflichteten, zu gehen, wohin man sie weisen würde. Einstweilen blieben sie den Winter über in der Schweiz. Anderseits war nicht nur durch die Rückkehr der nach Deutschland Ausgewanderten das Zusammenhalten der Waldenser wesentlich erleichtert, sondern es befestigte sich in ihnen der Gedanke, Gott selber wolle ihnen durch die erneute Heimsuchung zu verstehen geben, daß sie nirgends als in ihren Thälern würden Ruhe finden.

Der Winter verging mit mancherlei Vorbereitungen; nicht das Geringste war die Beschaffung von Waffen; alles wurde sorglich geheim gehalten, da jegliches Treiben der Waldenser, namentlich die Thätigkeit Arnauds, mit Mißtrauen überwacht wurde. Das Geheimnis zu bewahren ist aber, so sagt Arnaud, der Schlüssel jeglichen Unternehmens. Das Jahr 1689 mußte den Entscheid bringen; denn auch die politische Lage Europas war dem Unternehmen günstig wie noch nie. Der Freund und Beschützer der verfolgten Evangelischen, Wilhelm von Oranien, hatte am 13. Februar unter dem Namen Wilhelm III. den Thron Englands bestiegen. Dadurch trat das mächtige England, das bisher im Bunde mit dem katholischen Frankreich gestanden hatte, an die Spitze der protestantischen Mächte, sodaß Ludwig XIV. zum Kampfe gegen einen starken Bund der Evangelischen genötigt war. Diesen war es nur erwünscht, wenn der gemeinsame Feind, mit dem der Herzog von Savoyen verbündet war, auch im Süden von einer tapfern, wenn auch kleinen Schar angegriffen wurde. Die Waldenser aber hatten nicht zu befürchten, daß Ludwig XIV. mit voller Macht ihnen entgegentreten möchte. Auch die militärische Besetzung der savoyischen Grenze war im Frühjahr 1689 aufgehoben worden, namentlich weil der Herzog seine Truppen anderwärts brauchte. Es konnte und es mußte jetzt der entscheidende Versuch gewagt werden.

Pr=S

Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses

2. Kunstgedanken

Durch die angeführten Aeußerungen Ludwig Richters sind wir auf seine Gedanken über Wesen, Uebung und Aufgabe seiner Kunst geführt. Eine Fülle schöner und tiefer Kunstgedanken der Art hat er in seinen Aufzeichnungen niedergelegt. Wenn wir im folgenden auch nach dem über seine künstlerische Eigenart Gesagten noch eine Blumenlese davon zu geben versuchen, so geschieht dies aus dem Grunde, weil wir uns von Herzen freuen müssen, hier einem Maler zu begegnen, der, wie selten ein andrer, durch seine tiefdurchdachten und in edelste Sprache gefaßten Aussprüche über die von ihm mit anerkannter Meisterschaft geübte Kunst, uns in der Ueberzeugung von der bleibenden Bedeutung der Kunst zu befestigen und uns die Waffen zu reichen vermag, um unsre christliche Auffassung ihres Wesens und ihrer Aufgaben nach rechts und links zu verteidigen. Denn alle weltflüchtige Kunstentfremdung und Kunstfeindschaft, die mit Unverstand eifernd dem christlichen Glauben dienen möchte, entwaffnet die Erscheinung und das Streben dieses frommen Künstlers, der zwar nicht biblische Bilder, sondern nur Natur- und Menschenleben malte, aber gerade diese seine Kunst als Gabe Gottes in seinen Dienst stellte:

> Ich lege kein sonderliches Gewicht darauf, ob einer ein Künstler Nummer eins oder Nummer fünf oder sechs werde. Darauf aber lege ich alles Gewicht, daß einer die empfangnen Gaben im guten Sinn für den Bau des großen zukünftigen und in der Entwicklung stets vorhandnen Gottesreiches zu verwenden gelernt hat. Keine Kraft, auch die kleinste nicht, geht da verloren; sie ist ein Baustein für den großen Tempel, den der Herr in, aus und mit der Menschheit sich erbauen will und erbauen wird. Das nenne ich arbeiten fürs Reich Gottes, denn die ganze Welt ist für dies göttliche Reich bestimmt.

Während Richter so in umfassender Anschauung das „Alles ist euer“ sich aneignet, weicht seine Auffassung der Kunst doch denen nicht einen Schritt, die sie mit naturalistischem Sinn aus dem Boden christlichen Glaubens und reiner Sittlichkeit herausreißen, für die Kunst ein andres Sittengesetz wie für das Leben beanspruchen wollen:

> Leben und Kunst müssen eins sein. Dem Reinen ist alles rein. Ein Reiner muß auch der Künstler sein, damit er eben alles um sich her in seiner Reinheit und Wahrheit schauen und darstellen kann.

Dieselben Grundgedanken ziehen sich durch alle Aeußerungen Richters über seine Kunst hindurch. Von entscheidender Bedeutung für ihre Ausprägung erscheint eine „überaus herrliche Predigt,“ die er am 16. Januar 1825 von dem jungen preußischen Gesandtschaftsprediger Richard Rothe in Rom auf dem Kapitol über Römer 12, 7 bis 16 gehört hat:

> Unter die Weissager und Propheten zählte Rothe auch die Künstler als solche, deren Beruf es ist, zu streiten für den Geist, zu streiten mit Leben wider den Tod, mit dem Geist wider das Fleisch. Aber die Kunst, ihr hoher Geist, muß sich auf Glauben gründen, denn er ist das höchste, wofür wir gern und leicht mit allen Kräften kämpfen mögen; und es ist wahrlich auch der höchste Zweck der Kunst, geistige Streiterin Gottes zu sein. Kämpferin für der Menschheit höchste Sache, für den Glauben, den Geist.

Aehnliche Gedanken haben den jungen Maler schon früher bewegt; jetzt wird es von ihm klar ausgesprochen:

> Die Kunst ist ein Ausfluß des Edelsten und Besten unsers Innern. Das müssen wir pflegen; unsre Seele muß rein werden und muß erhaben werden, indem sie sich demütigt. Wir müssen etwas vernommen haben von der Sprache des Geistes, wir müssen unser himmlisches Bürgertum erkannt haben, dann wird der Künstler still und mild, wie ein freundlich verheißender Stern in das dunkle Lebensbild hineinleuchten, gern gesehen, weil er freundlich spendet, und wenn auch arm bleiben, doch selig sein in einer einfältigen klaren Seele, und einst heimgehen in das wahre, ewige Vaterland.

Die Kunst soll „den Staub und Schmutz, die Kruste, die sich so bald im Leben um Herz und Gemüt legt, abnehmen und uns mit einem freien, reinen und großen Blick entlassen.“ Das gehört zu dem „Engelsdienst,“ zu dem sie berufen ist:

> Gewiß ist das ihre herrliche, ja wahrlich ihre himmlische Aufgabe; wenn man das nur recht treulich ausrichtet und diesem Geiste nachforscht und nachstellt und nicht ruht, bis man gefunden hat. Manche sehen in der Kunst freilich bloß Seifenblasen; andren wird sie ein Teufelsdreck, schön vergoldet. Der Hautevolée ist sie ein Creme zum Nachtisch, und endlich sieht auch der Esel die Rose für eine Distel an, und hat seine Freude dran! ... Je älter ich werde, und je mehr mir die Einsicht wächst in das Wesen aller Kunst, umsomehr freue ich mich ihrer, und sie wird mir immer mehr ein wunderschöner Engel, der die Menschen, die eines guten Herzens sind, begleitet und sie oft von ihren allzu schattigen Pfaden auf sonnige und blumige Stellen führt, wo sie rasten können und wo die Freude wächst und die Sehnsucht nach dem großen, herrlichen Sonnen- und Blumenlande, das denen vorbehalten ist, die seinem wunderbaren, mächtigen Glockentone folgen. Dieser Glockenton hallt wie ein fernes Echo wieder in der Kunst, in der Wissenschaft hie und da, in

der Natur; und alle Sonntagskinder hören die Glocken, und Sonntagskind kann man werden, wenn man reines Herzens wird.

Seine Thätigkeit in der Heimat beginnt Ludwig Richter mit dem Vorsatze:

Ein neues Leben möchte ich anfangen, fest im Glauben, thätig in der Liebe, tief in der Kunst, arm und einfach im äußern Leben. Ewige Feindschaft aller Philisterei, diesem lähmenden Laster, welches in tausend Masken sich zeigt und alles wahren Geistes Erbfeind ist! Denn welchen der Geist der Wahrheit leitet, der hat nur Großes und Ewiges vor Augen ... Die Zeit benutzen, um den Hauch Gottes in uns zur Flamme zu machen, die auf dem Altar unsers Herzens dem Herrn ein wohlgefällig Opfer ist, — das ist unsre Aufgabe.

Wenn ich die Kunst zur Ehre Gottes gebrauche, fällt alle unnütze, eitle Sorge um Anerkennung weg ... Laß dichs nicht kümmern, daß die Kunst aus ihrem Verhältnis zum Leben getreten ist. Ist Gott mit dir, wer will wider dich sein? Gott ist aber mit dir, wenn du bei ihm bleibst. Die Gegenstände, die du wählst, sollen Bezug auf Höheres, Ewiges haben. Es sollen die bedeutungsvollen, edlen Rätselbilder der Natur treu aufgefaßt und wiedergegeben werden. In deinem Gemüt soll die Natur sich spiegeln können, und das Werk deiner Hände ist dann wieder der Spiegel deines Gemütes für andre. Die Natur schläft. Wenn in deinem Herzen der Schlüssel zu ihr ist, so bist du der Magier, welcher die wider Willen Gebundne befragt und Antwort erhält, und welcher diese Antwort und gelösten Rätsel in Bildern den Befreundeten und geistig Verwandten vorhält, die ihren Sinn verstehen werden.

Später giebt er sich folgende Rechenschaft:

Oft ist jetzt wieder ein Zweifel in mir gegen alles Kunststreben aufgetreten. Was nützt am Ende auch alle Kunst? Führt sie uns nicht von Besserm, von der Wahrheit gar zu oft ab? Ist sie nicht eine Dienerin der Sinnlichkeit? Kann sie uns Uebersinnliches geben, und können wir als Künstler auch unserm Herrn nachfolgen? Aufs erste zu antworten: Alle von Gott geoffenbarte Wahrheit kann uns nur bildlich gegeben werden, weil wir sinnliche Geschöpfe sind ... Die erhabensten Prophezeiungen, Psalmen und Sprüche geschehen in bildlicher Redeweise; der ganze jüdische Gottesdienst war Bild; in ihm lag die Wahrheit eingewickelt wie Christlindlein in den Windeln ... Die Wahrheit in Natur- und Sachbildern ausgedrückt ist die wahre Sprache für das menschliche Gemüt. So also hat auch die Kunst, sobald sie sich an das Heilige und Höchste anschließt, sobald sie Dienerin des Glaubens wird, ein herrliches Feld vor sich. „Die Weissagung aber sei dem Glauben ähnlich" — und die Poesie (Kunst) ist eine natürliche Art der Weissagung. Fürs zweite: Was war die Hauptsumme von Christi öffentlichem Leben? Der kühne und göttliche Kampf mit dem kleinlichen Formelwesen der Pharisäer und Sadduzäer, mit der Trägheit des Geistes unterm Volke, mit Aberglauben und Unglauben. Und hat etwas von diesem hohen Beruf nicht auch der Künstler? Ist sein Streben nicht auch Kampf gegen Philisterei und Mode, gegen flaches, leichtsinniges Menschentreiben? ... Wahrlich, es ist ein hoher Beruf und eines guten Kampfes wert, die herrlichsten Quellen des menschlichen Geistes reinigen zu helfen vom Schlamm geistloser Arbeit und in ihren rechten Kanal zu leiten, welcher seinen Ausfluß in jenem Meere hat, dessen Wellen, von der Liebe Gottes bewegt, schwellen und fluten — der Religion. Du selbst aber reinige dich täglich, damit der Quell deines Gemütes lauter fließe, und vergiß über jenem äußern Berufe nie deinen viel größern und wichtigern innern, durch Selbstverleugnung und Vernichtung deines bösen natürlichen Menschen dem Herrn nachzufolgen.

Schon früher sann Richter gern darüber, wie die Natur, die im reizenden Wechsel sich immer gleich bleibe, den irrenden und schwankenden Menschen eine lebendige Hieroglyphe von Gottes Gesetzen und heiligem Willen sei, wie auch Jesus sich in ihrer Betrachtung gestärkt und seine Gleichnisse aus ihr entnommen habe und so die sinnliche, körperliche Offenbarung des ewigen Geistes betrachtete. Jetzt spricht er sich so aus:

Die Natur redet eine ebenso mächtige, aber ebenso geheimnisvolle Sprache als unser Gewissen: beide sind Stimmen des Predigers in der Wüste. Alle Kunst und Wissenschaft sind Steine zum Aufbau der großen allgemeinen Kirche Gottes, welche die ganze Welt ist. Die Weltgeschichte steht unter Gottes Leitung. Der menschliche Geist soll in allen Richtungen sich ausbreiten, und dann zum einigen Quell alles Lebens zurückfließen; unsre Kräfte sollen geheiligt werden, d. h. ihre erreichbare Vollendung in Gott finden.

Gott in der Natur hatte der Jüngling als letztes Ziel all seiner Kunst bezeichnet. Sein Auge steht allezeit offen für die Schönheit ihrer sinnlichen Erscheinung, die ihm zugleich stets Offenbarung Gottes ist, wie wenn er in seinem geliebten Loschwitz schreibt:

O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Plätzchen auf dem Berge die weite Gegend! So himmlisch schön, so sinnlich schön! Der blaue tiefe Himmel, die schöne helle Mailandschaft mit tausend Stimmen belebt! Ich fühle da so recht die Schönheit des lieben Vaters oben in all der sinnlichen Erscheinung und durch meine Sinne.

Das weckt dann immer aufs neue die Sehnsucht nach dem Ewigen. Hatte der Einundzwanzigjährige in Rom geurteilt: Kunst und Wissenschaft sind eigentlich ein Heimweh, so stellt der Greis im achtzigsten Jahre als seine Aesthetica in nuce fest:

Als die beiden Pole aller gesunden Kunst kann man die irdische und die himmlische Heimat bezeichnen. In die erstre senkt sie ihre Wurzeln, nach der andern erhebt sie sich und gipfelt in derselben. In diesem Geiste und in der ihm entsprechenden Form wird die Kunst stets lebendig wirksam sein.

Wir versagen es uns, mehr von den Kunstgedanken Richters zum Nachsinnen und zum Genuß darzubieten. Das Angeführte wird genügen, um zu beweisen, daß mit Recht unter sein Bild das von ihm gern gebrauchte Wort aus Wilhelm Meister gesetzt wurde:

Große Gedanken und ein reines Herz, das ists, was wir uns von Gott erbitten sollten,

wonach sein Wahlspruch lautete:

Groß denken, im Herzen rein,
Halte dich gering und klein;
Freue dich in Gott allein!

R K

Die Einweihung des Giordano Bruno-Denkmals in Rom

So haben die Liberalen doch einen Sieg davon getragen. Auf das Markttreiben des Campo di fiori, des Blumen- und Gemüsemarktes in Rom, sieht nun das Bild des ernsten stillen Mönches herab, dessen Scheiterhaufen vor bald dreihundert Jahren dort gestanden hat. In Brustbildern umgeben es, um den Sinn auszudrücken, in dem es errichtet wurde: Johann Wiklef, Johann Hus, Aonio Paleario, Paolo Sarpi, Michael Servet, Petrus Ramus, Julius Cäsar Vanini, Thomas Campanella, lauter Opfer der Inquisition oder des Fanatismus; die meisten unter ihnen würden gegen die Genossenschaft, worin sie da stehen, protestiren. Außerdem schmücken drei Reliefs den Unterbau: Giordano Bruno in Oxford auf dem Katheder, dann vor den Richtern, als er das berühmte Wort sprach: „Ihr fürchtet euch mehr, das Urteil zu sprechen, als ich, es zu empfangen," und auf dem Scheiterhaufen, von dem eben der Priester weggeht, dessen Trost zu empfangen er sich geweigert hatte. Die vierte Seite des Unterbaus trägt die Inschrift:

A
Giordano Bruno
E ai Martiri della Inquisitione.

Außerdem wurde eine Denkmünze gegossen mit dem Bilde des Philosophen und der Umschrift: A Bruno il secolo da lui divinato qui dove il rogo arse, und auf der Rückseite eine kurze Geschichte des Denkmals, das zuerst von einer Anzahl römischer Studenten geplant worden ist und dann in immer weitern Kreisen um Geld und Sympathien warb.

Der neunte Juni, der erste Pfingstfeiertag hatte eine ungeheure Anzahl von Deputationen, angeblich 6000, aus allen Städten Italiens gesammelt. Die italienischen Universitäten hatten 2500 Studenten und Professoren in Menge herzugesandt. Deputirte der Freimaurer aus Deutschland, Belgien, Frankreich, Amerika u. s. w. waren da. Mit 1970 Bannern und 100 Musikkorps ging der Festzug durch die geschmückten Straßen. Nur wenige Häuser entbehrten der Fahnen und Blumengewinde und des noch schönren Schmuckes einer begeisterten Bevölkerung, die mit Jubelrufen wie Evviva Giordano Bruno, Evviva Roma capitale intangibile, aber auch Evviva Trieste, Trentino, Gorizia, den Zug begrüßte. Denn mit dieser Feier ward zugleich eine Garibaldifeier auf dem Kapitol verbunden, bei der die Italia irredenta das große Wort führte. Darum hatte man auch die österreichische Gesandtschaft auf der Piazza Venezia mit Polizeischutzmannschaften umgeben, sodaß ein Tumult dort vermieden wurde. Der Campo di fiori selbst, von dem man fürchtete, die dort wohnende päpstlich gesinnte Bevölkerung werde die Feier zum mindesten durch passiven Widerstand stören, hatte bis auf wenige

von der bei ihnen sonst üblichen ziemlich strengen Praxis in der Aufnahme neuer Mitglieder abgehen werden.

(Aus Ostafrika) Die Unruhen in Ostafrika haben die evangelische Mission daselbst doch nicht in solchem Umfange lahm gelegt, wie wir anfangs fürchten mußten. Die Stationen der bayrischen Lutheraner und diejenigen der Missionare von Neukirchen sind so gut wie ganz unberührt geblieben; Dar-es-Salaam jedoch hat bekanntlich durch das Feuer und Schwert der Araber viel zu leiden gehabt. Soeben ist wieder die erste erfreuliche Kunde von dort gekommen. Missionar Greiner hat sich unter dem Schutze der von Wißmann befehligten deutschen Macht wieder auf sein verwüstetes Arbeitsfeld begeben und die Wiederherstellung der Missionsgebäude in Angriff nehmen können. Er hofft die erste christliche Kapelle in Dar-es-Salaam, die in das steinerne Missionshaus eingebaut werden soll, noch im Laufe dieses Jahres fertig zu stellen.

Die englischen Missionen, die zum Teil mitten im aufständischen Gebiete liegen, sind bis jetzt über alles Erwarten gnädig behütet worden. Einige der dort befindlichen Missionare haben zwar dem wiederholten Drängen des englischen Generalkonsuls, der keine Mühe und Kosten scheute, seine Landsleute aus ihrer gefährlichen Lage zu befreien, nachgegeben und sind, zum Teil durch Buschiris Hände, glücklich nach Sansibar gekommen. Es waren aber nur solche Männer und Frauen, die ohnedies bald Ostafrika verlassen hätten, um in der Heimat ihre erschütterte Gesundheit zu stärken. Nicht eine einzige der gefährdeten Stationen ist damit ganz aufgegeben oder auch nur von allen Europäern verlassen worden. Die wackern Missionare Price, Cole und Wood verhehlen zwar in ihren letzten Briefen durchaus nicht das Bedenkliche ihrer Lage in Mpwapwa, Kisokwe und Mamboya, aber sie haben Mut auszuharren nach dem Grundsatz: Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Es wird auch sicherlich für sie und ihre Mission gute Früchte bringen, wenn jetzt die Liebe zu den Eingebornen sie am Fortgehen hindert. Etwas überaus Wohlthuendes und Rührendes hat es für uns, wenn wir die Worte von ihrer Hand lesen: „Und sollten wir hier sterben, so wird das den Eingebornen zeigen, daß wir sie mehr lieben als unser eignes Leben.“ Sie suchen natürlich unter den gegenwärtigen Umständen ganz besonders jede Stunde zu fleißiger Arbeit und zur Stärkung der gesammelten Gemeinden auszunützen. Gerade jetzt ist glücklicherweise die Uebersetzung der Evangelien und der Apostelgeschichte in das Kigogo fertig geworden, ein doppelter Gewinn in dieser für die mündliche Verkündigung des Evangeliums so gefahrvollen Zeit. Daß man übrigens in England mit einer baldigen Beschwichtigung des Aufstandes rechnet, zeigt der Umstand, daß einer der aus Ostafrika heimgekehrten Missionare in Cambridge und an den andern englischen Universitäten um neue Missionare für dieses große und wichtige Arbeitsfeld wirbt.

In den uns vorliegenden englischen Berichten hat uns ein Punkt besonders angenehm berührt, nämlich das Lob, das bei dieser Gelegenheit einigen deutschen Männern gespendet wird. Der englische Generalkonsul Evan Smith hat sich der Kirchlichen Missionsgesellschaft gegenüber außerordentlich anerkennend über das freundliche Entgegenkommen des deutschen Admirals ausgesprochen, als es sich darum handelte, mit Buschiri wegen der Missionare in Verbindung zu treten. Und ebenso günstig klingt das, was die englischen Missionare von Mpwapwa schreiben. Dort haben sich am längsten die Angestellten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft gehalten, und allem Anschein nach sind sie jetzt noch dort. Unter ihnen wird besonders rühmend der Leutnant Giese erwähnt, der sich in echt brüderlicher Weise zu den Missionaren gestellt und ihnen allen möglichen Schutz zugesichert hat. Wir erwähnen diesen Punkt umso lieber, weil so vieles geschrieben wird, was ganz anders klingt, und weil auch unter den Missionsfreunden ein gewisses Mißtrauen gegen die Vertreter der deutschen Kolonialinteressen noch immer vorhanden zu sein scheint. P

(Ein kleiner Erfolg der Londoner Missionskonferenz) Unter den Gründen, die manche unsrer Missionsgesellschaften von der großen Londoner Missionskonferenz im vergangnen Jahre zurückhielten, war auch der Umstand, daß unter den eingeladnen Gesellschaften sich solche befanden, die ihre Missionsthätigkeit nicht auf die heidnische oder muhamedanische Welt beschränken, sondern auch in christlichen Ländern, speziell auf dem Festlande Europas, Propaganda treiben. So soll z. B. unter den versammelten Missionaren einer gewesen sein, der im Auftrage einer amerikanischen Sekte in Berlin sein „Missionsfeld“ hat. Das machte natürlich in nüchternen Kreisen viel böses Blut und es hat nicht an Stimmen gefehlt, besonders bei Beurteilung der Londoner Konferenz in der Presse, die forderten, daß eine solche Begriffsverwirrung von dem Namen „Mission“ ferngehalten würde. Die darüber stattgefundne Aussprache scheint nicht ganz fruchtlos gewesen zu sein. Selbst in amerikanisch-methodistischen Kreisen, von denen hauptsächlich der Anstoß ausgeht, fängt man an, sich dieser Dinge ein wenig zu schämen. Ein angesehnes Blatt dieser Richtung schrieb vor kurzem: „Wir stimmen Warneck und Christlieb bei, daß es durchaus unpassend ist, die Wirksamkeit unsrer amerikanischen Kirchen in Preußen und Sachsen mit demselben Worte zu bezeichnen, das von unsrer Thätigkeit in Innerafrika oder Ostasien gebraucht wird. Und es ist nicht vollkommen ehrlich, wenn man im Namen der Heidenmission Geld sammelt und es dann größtentheils für andre Zwecke verwendet.“

Auch solche Früchte der Londoner Missionskonferenz sind uns herzlich willkommen. Wir freuen uns über das obige Geständnis, sowohl im Interesse der noch zu bekehrenden heidnischen Millionen als auch um unsers eignen Landes willen. P

Verschiednes

(Erklärung) Es hat der Redaktion fern gelegen, durch Aufnahme der Anzeige von „Deutsch-National“ in Nr. 28 ein Urteil über den Verein deutscher Studenten fällen oder sich überhaupt in die Streitigkeiten studentischer Verbindungen einmischen zu wollen. Das besprochne Buch hat der Herausgeber nicht gelesen, und für die beanstandeten Sätze konnte er dem Herrn Verfasser umsomehr die Verantwortung überlassen, als dieser ausnahmsweise mit voller Namensunterschrift zeichnete. D H

Quittung

Für die erste evangelische Kirche in Bosnien (Rudolfsthal: 2 Mk. von T R in S.

Für die evangelische Mission in Ostafrika: 22 Mk. von einigen Freunden derselben in Loccum.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Aufruf

zur

Errichtung eines Ludwig-Richter-Denkmals in Dresden.

Nach einem langen Tagewerke unermüdlichen Schaffens, segensreicher Arbeit ist Ludwig Richter am 19. Juni 1884 von uns geschieden. Den Dank, welchen tausend Zungen ihm jubelnd zuriefen, als sie ihm kurz vordem zu seinem achtzigsten Geburtstage ihre Grüße und Wünsche entgegenbrachten, sollen und wollen wir auch nach seinem Tode laut und kräftig durch die That aussprechen.

Wohl lebt Ludwig Richter wie jeder wahre Künstler in seinen Werken fort. Unwillkürlich wendet sich aber der Blick der Nachwelt von den Schöpfungen zu dem Meister, erwacht der Wunsch, auch das Bild des Mannes, dessen wir stets in Liebe und Bewunderung gedenken, verklärt und verewigt zu schauen.

Wir erachten es deshalb als eine Ehrenschuld, Ludwig Richter an der Stätte, wo er gelebt und gewirkt hat, ein bleibendes Denkmal zu errichten, und sind überzeugt, daß uns zur Lösung dieser Schuld alle Freunde der Kunst, alle Schichten unsres Volkes gern ihre werkthätige Hilfe leihen werden.

Aus dem Herzen, aus einem warmen frommen lautren Herzen hat Ludwig Richter in jedem Bilde, jedem Blatte, jeder Zeichnung gesprochen und darum auch alle Herzen gewonnen. Unter den Männern, welche den volkstümlichen Kunstzweig, den Holzschnitt, glorreich wiederbelebten, steht Ludwig Richter in erster Reihe. Wie kein Andrer hat er es aber verstanden, mit dem schlichten sinnigen Volkston auch die wahren guten Volksgedanken zu verknüpfen, die klärende Poesie, den idealen Zug selbst in die kleinsten Kreise, in die engste Heimat hineinzutragen.

So sind denn seine gemütvollen liebenswürdigen Schöpfungen der ächte Hausschatz, ein treuer Freund in Freud und Leid für jede deutsche Familie geworden.

Die Erinnerung an diesen so anspruchslos bescheidnen und innerlich doch so reichen Mann und Künstler wünschen wir bis zu den fernsten Nachkommen lebendig zu erhalten und erhoffen für die Erfüllung dieses Wunsches bei allen Verehrern Ludwig Richters rege Teilnahme.

Unter dem hohen Protektorat Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Georg zu Sachsen hat sich in Dresden ein Komitee gebildet, welches die Errichtung eines würdigen Denkmals für Ludwig Richter anstrebt und im Verein mit zahlreichen Verehrern des Meisters vorstehenden Aufruf erläßt.

Geldsendungen bittet man an das Bankhaus Günther & Rudolph in Dresden einzuschicken (oder an die Redaktion d. Bl.).

Briefliche Mitteilungen und Anfragen wolle man an O. Rassau in Dresden, Schulgutstraße 13 part., richten.

Dresden, im Juli 1889.

Der Geschäfts-Ausschuß.

Prof. Hermann Hultzsch, Vorsitzender. — Oskar Rassau, Schriftführer.
Dr. Woldemar von Seidlitz, stellvertretender Vorsitzender. — Alfred Hauschild, stellvertretender Schriftführer.
Kommerzienrat Franz Günther, Schatzmeister.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

schämung und schmerzlicher Entrüstung ist seiner Zeit überall in Deutschland diese Antwort gelesen worden; allenthalben war der Eindruck gleich beklemmend und hoffnungslos, und vor allem mußte des Oberprokureurs erstaunliche Versicherung, daß „nirgends in Europa andersgläubige und selbst nichtchristliche Glaubensbekenntnisse eine so ausgedehnte Freiheit genössen als inmitten des russischen Volkes“ angesichts der vor Augen liegenden Thatsachen mehr als befremden. Mit erfreulichem Freimut hält nun Dalton dem Verfasser jener Antwort einen Spiegel vor; würdig weist er die Verleumdungen und Verdächtigungen des Adels und der Geistlichkeit in den baltischen Provinzen zurück; er zeigt, mit welch unglaublicher Leichtfertigkeit der einflußreichste Mann der russischen Kirche geschichtliche Thatsachen zu drehen und zu deuteln und im Notfalle zu verschweigen weiß; ja er weist überzeugend nach, daß der Oberprokureur des Synods sogar vor einer offenkundigen, bewußten Unwahrheit nicht zurückscheute — eine Thatsache, die das Sendschreiben mit Recht einen tief beschämenden Beleg dafür nennt, wie in Rußland offizielles Aktenmaterial zusammengestellt werden kann und wie dem Kaiser selbst von Personen, denen er unbedingtes Vertrauen schenkt, Thatsachen in seinem Reiche berichtet werden mögen. Auch Dalton kann sich darum dem schmerzlichen Eindrucke nicht entziehen, daß jenes seltsame Antwortschreiben die Hoffnung auf Versöhnung und Verständigung wohl endgiltig abgeschnitten hat.

Um die von der Heimsuchung betroffne lutherische Kirche in den Ostseeprovinzen selbst ist ihm freilich trotz alledem nicht bange, da Tage der Heimsuchung für eine Kirche immer Segenszeiten sind. „Darum will uns auch, so schreibt er, bei aller herzlichen Teilnahme für den Gang durchs dunkle Thal, welches die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen gegenwärtig zu durchschreiten hat, nicht bange sein zum Verzagen.“ Wohl aber muß eine solche Politik die Kirche, die ihre äußern Machtmittel so vermessen mißbraucht, auf das tiefste schädigen. Treffend weist Dalton nach, daß Pobedonoszew durch diese seine Kirchenpolitik einen dem innersten Wesen der griechischen Kirche fremdartigen Geist in sie eingeführt hat, nämlich den Jesuitismus, der vollends vernichten wird und muß, was noch an lebendigen Geisteskräften innerhalb dieser Kirche vorhanden ist. Dieser Geist ist es, der die Kirche schon heute auf einen ihr unheilvollen Weg gedrängt hat, und die Verantwortung dafür, daß dem so ist, trägt in erster Linie der Mann, der auf die Bitte um Gewissensschutz für die bedrängten Glaubensgenossen nur die höhnische Phrase zur Antwort hatte, daß die Gewissensfreiheit nirgends besser als in Rußland gewahrt sei. Wir wissen jedoch aus den Lehren der Geschichte, daß in solchen Fällen der bereitete Schaden tiefgehender, nachhaltiger den Schädiger als den Beschädigten trifft, und so ist denn der Ausblick auf die Zukunft der Kirche Rußlands trübe und hoffnungslos. Denn daß Daltons von warmer Liebe zu Rußland durchglühtes Mahnwort an der Stelle Gehör und Beherzigung finden werde, an die es in erster Linie gerichtet ist, ist leider nicht anzunehmen. Wohl aber werden ihm die lutherischen Glaubensgenossen in den baltischen Provinzen für sein tapfres Zeugnis warmen Dank wissen und es ihm nicht vergessen, daß er in einer schweren Stunde seine Stimme für ihr gutes Recht gegen jesuitische Vergewaltigung erhoben hat. W K

Von der Heidenmission

(Japans neue Verfassung in christlicher Beleuchtung) Die am 11. Februar dieses Jahres in Japan eingeführte Verfassung mußte sich bekanntlich auch mit der religiösen Frage beschäftigen; dabei ist die freundliche Stellung, welche die Regierung in der letzten Zeit zu ihr eingenommen hat, zum offnen Ausdruck gekommen. Paragraph 28 der Konstitution erklärt: „Die japanischen Unterthanen haben Glaubensfreiheit unter der Bedingung, daß diese den Frieden und die Ordnung nicht stört und sich nicht in Gegensatz zur Unterthanenpflicht stellt.“ Der Wortlaut ist charakteristisch. Er zeigt einerseits, wie sehr die Regierung bemüht ist, die letzten formellen Hindernisse für die Ausbreitung des Christentums im Lande zu überwinden. Anderseits aber kommen auch die Besorgnisse zum Ausdruck, die in den Kreisen des Schintoismus und Buddhismus schon seit mehreren Jahren wegen eines Religionswechsels des Volkes im ganzen und großen gehegt werden. Missionar Spinner aus Tokyo schreibt sogar, er befürchte infolge des neuen Regierungsaktes die Bildung einer das ganze Land umfassenden starken buddhistischen politischen Partei, die mit dem Aushängeschilde der Treue gegenüber dem Kaiserhause als ihren Hauptzweck den Ausschluß der Christen aus allen gesetzgebenden Körperschaften proklamiren werde.

Solchen reaktionären Bestrebungen gegenüber sieht Spinner augenblicklich seine Hauptaufgabe darin, überall öffentlich nachzuweisen, daß im Wesen des evangelischen Christentums jegliche Staatsgefährlichkeit ausgeschlossen ist. Er und seine Freunde haben solche Gedanken bald nach Veröffentlichung der Verfassung auch an höchster Stelle zum Ausdruck gebracht. Am 18. Februar dieses Jahres überreichten die beiden Missionare der deutschen protestantischen Mission in Tokyo dem Minister des Auswärtigen, Grafen Okuma, eine für den Mikado bestimmte Adresse, die, weil gerade von deutscher Seite ausgehend, sicherlich interessant genug ist, um im Wortlaute hier mitgeteilt zu werden. Sie lautet:

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser! Allergnädigster Kaiser und Herr!

Eure Kaiserliche Majestät hat durch Verkündigung der Verfassung die Herzen des Volkes mit jubelndem Danke erfüllt, und überall in dem Lande ertönt die Stimme einer glücklichen Nation. Auch wir, die Fremden, die als ihres Lebens Aufgabe die Verkündigung der Lehre Christi durch Wort und Wandel betrachten, haben ganz besondern Grund, mit einzustimmen in die Glückwünsche, die der japanischen Nation von ihren Freunden dargebracht werden, uns mit ihr zu freuen, daß sie unter dem erhabnen Szepter des erleuchtetsten Monarchen in Ruhe und Frieden so hoher Segnungen theilhaftig geworden. — Eines ist es vor allem, das uns in unsrer besondern Stellung im Innersten bewegt und uns jetzt zur allerunterthänigsten Bitte drängt, Eurer Majestät mit dem tiefgefühlten Danke ehrfurchtsvollst nahen zu dürfen. Eurer Majestät Staatsgrundgesetz enthält eine der herrlichsten Errungenschaften der Geschichte, nach der noch so viele Völker sich sehnen: die Glaubensfreiheit. Als Vertreter des Christentums und Verkündiger seines Friedens in Japan stimmen wir mit ein in den Jubel der Christen dieses Reiches und der christlichen Bekenner aller Nationen, preisend Eurer Kaiserlichen Majestät Weisheit und Gerechtigkeit. Diese haben dem glücklichen Lande eines der höchsten Güter gewährleistet, womit auch das Christentum die Völker segnen möchte: religiösen Frieden, den Geist der Duldung, gegenseitiger Anerkennung und der Liebe unter den Staatsbürgern in Gehorsam gegenüber Obrigkeit und Gesetzen.

Vor Eurer Majestät erhabenstem Throne möchten wir, erfüllt von Dankbarkeit, wenn auch allein, so doch in Uebereinstimmung mit der gesamten Christenheit Japans heute das allerunterthänigste Versprechen niederlegen: Wir Christen wollen diesem Grundsatze Eurer Majestät ruhmreichster Verfassung am allergetreuesten nachleben, dessen eingedenk, daß die Dankbarkeit der Nation gegenüber ihrem geweihten Haupte sich am besten bewährt in freudigster Erfüllung des Allerhöchsten Willens. Wir sind dessen gewiß, daß die Christen auch fürderhin bleiben, was ihre Religion sie lehrt, Eurer Majestät gehorsamste Unterthanen, des Staates aufopferungsvollste Bürger.

Mit unsern Glaubensgenossen in allen Teilen der Erde beten wir, daß Eure Majestät zum Heil der japanischen Nation fernerhin erhalten bleibe und mit Allerhöchstderselben des Reiches Ruhm, Macht und Frieden, all die Segnungen dieser erleuchtetsten Periode der japanischen Geschichte.“

Auf diese Adresse, die offenbar auch auf die öffentliche Meinung zu wirken bestimmt gewesen ist, hat der Minister nach einigen Tagen im Auftrage des Kaisers geantwortet und dabei zum Ausdrucke gebracht, daß diese Huldigung nach Inhalt und Form dem Kaiser besondre Freude bereitet habe. P

(Hungersnot in China) China hat wieder einmal seine Hungersnot. Es ist dieses mal besonders die im Norden des Reichs gelegne Provinz Schantung davon betroffen. In andern Teilen des Landes schwelgt man im Ueberfluß, aber das nützt den Hungernden nichts, denn man kennt im Volke noch nicht das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Dazu stehen die Verkehrsmittel in dem immer noch sehr verschlossnen Lande auf einer so niedrigen Stufe, daß niemand in den heimgesuchten Gegenden an eine direkte Verbindung mit den gesegneteren Teilen des Landes denken kann. So sind denn die hungernden Massen hauptsächlich auf die Unterstützung von Seiten der christlichen Mission angewiesen. Die englische Baptistenmission hat denn auch schleunigst an ihren Vertreter am Hoangho 80000 Mark telegraphisch angewiesen, um dafür Lebensmittel an die Armen auszuteilen. Derselbe empfing aber außerdem 12000 Mark von den Freunden und Brüdern aus der chinesischen Provinz Schansi — ein schöner Beweis dafür, wie unter der Einwirkung der christlichen Mission die Liebesthätigkeit erwacht. Es können nun 200000 Menschen von den Missionaren gespeist werden.

Das wird vermutlich von nicht geringem Einfluß auf die Ausbreitung des Christentums in den notleidenden Landesteilen sein. In Indien hat man in den siebziger Jahren die Erfahrung gemacht, daß eine Hungersnot viele Tausende in die christlichen Gemeinden trieb. Ob das freilich in jeder Hinsicht ein Segen für die Mission ist, möchten wir bezweifeln. Die nachfolgenden Jahre bringen in der Regel einen empfindlichen Rückschlag, denn viele, die der Hunger zu den Missionaren trieb, fallen wieder ins Heidentum zurück, wenn bessre Tage kommen. Wir hoffen daher, daß die Baptisten in diesem Falle nicht

darf es um so weniger, als die pantheistische Naturreligion Giordano Brunos trotz einem widersprechenden Artikel der Nationalzeitung nicht nur den Katholizismus, sondern jede christliche Weltanschauung ausschließt. An dem Schlußsatze der protestantenvereinlichen Adresse:

Mit Ihnen glauben wir an ein kommendes Zeitalter der religiösen Freiheit und Humanität, mit Ihnen hoffen wir auf eine Zeit, da das Band des Friedens und der Freiheit alle Nationen umschlingen wird —

wird im Sinne von Joh. 10, 16 jeder Christ festhalten; an das Bruno-Komitee gerichtet, dessen meiste Mitglieder Gesinnungsgenossen des im vorigen Jahre zu Mailand abgehaltnen Friedenskongresses sein dürften, ist er eine Redensart, von der man nicht versteht, wie sie ernsten deutschen Männern hat aus der Feder kommen können.

Bei Gelegenheit der Humboldtfeier im Jahre 1869 erinnere ich mich, eine Festrede gelesen zu haben, deren viele Zitate aus Humboldts Schriften meine höchste Bewunderung erregten. Bei näherm Zusehen fand ich, daß sie sämtlich auf den ersten zwanzig Seiten des „Kosmos" standen. Weiter schien der Festredner bei der Vorbereitung auf seine Aufgabe nicht gekommen zu sein. Viele der Lobredner wie der Tadler Giordano Brunos während der letzten Monate haben es vielleicht in dem Studium ihres Helden noch nicht so weit gebracht. Sonst würde der Aufregung hüben und drüben nicht so viel gewesen sein. Das schreibt einer, der an den zukunftsfreudigen philosophischen Gedanken, an der edlen schwungvollen Poesie des Mannes seit Jahren seine große Freude hat. B H

Zur Gewissensfreiheit in Rußland

Es war im Mai 1883, als ich auf der Reise nach Moskau etliche Tage in St. Petersburg weilte. Seit etwas mehr als zwei Jahren ruhte Kaiser Alexander II. in der Festungskirche jenseits der Newa, und am Katharinenkanal stand ich erschüttert vor der kleinen, mit Kränzen und sonstigen Liebeszeichen überfüllten Kapelle, welche die Stätte bezeichnet, wo dieser Zar von Mörderhand die Todeswunde erhalten hatte. Eine bange Schwüle lastete noch immer über Stadt und Land; dunkel lag die Zukunft vor dem neuen Herrscher, der sich eben zur Krönungsfahrt gen Moskau rüstete, und die Erregung über das Vergangne, die Sorge um das Künftige durchzitterte alle Gemüter.

In jenen Tagen hatte ich das Glück, Gastfreundschaft in einem Hause zu finden, das vielen evangelischen Deutschen in der russischen Hauptstadt eine Stätte des Friedens und des Segens geworden ist: ich meine das Pfarrhaus der deutschen reformirten Gemeinde, das Heim D. Hermann Daltons, der eben jetzt nach langer, segensreicher Arbeit in den wohlverdienten Ruhestand treten will. In seiner Begleitung besuchte ich das schöne Gotteshaus, dessen Glockenturm unweit der deutschen Botschaft in der großen Morskaja schlank und graziös emporsteigt; ihn durfte ich auf etlichen dornenvollen Berufswegen durch Gefängnis und Irrenhaus begleiten, und hatte endlich die Freude, in seiner stillen Studirstube anregungsreiche Stunden mit ihm zu verleben, in denen das Gespräch in erster Linie natürlich mit den trüben Ereignissen der jüngsten Vergangenheit, daneben jedoch vor allem mit Gegenwart und Zukunft der russischen Kirche sich beschäftigte. Es mußte ja doch einem aufmerksamen Beobachter wie ein Rätsel erscheinen, daß die russische Kirche den furchtbaren Heimsuchungen, die über Rußland hereingebrochen waren, völlig rat- und hilflos gegenübergestanden und als sittliche Macht im Volksleben geradezu Bankrott gemacht hatte. Unvergessen ist mir, was ich damals aus des verehrten Geistlichen Munde hörte, der wie wenige Macht und Ohnmacht der Kirche kannte, in deren Mitte er Jahrzehnte hindurch an seiner deutschen Gemeinde als Seelsorger arbeitete.

Nur eins überraschte mich damals, und das war sein Urteil über den allgewaltigen Lenker der russischen Kirchenpolitik, den Oberprokureur des russischen Synods, Pobedonoszew, ein Urteil, das dem daheim herrschenden schnurstracks zuwiderlief.

In allen politischen Kreisen von Deutschland wenigstens begegnete dieser schon damals einem gründlichen Mißtrauen, da ja der einstige Lehrer des Kaisers aus seiner Abneigung gegen den Westen und aus seinen absolutistischen Grundsätzen nie ein Hehl gemacht hatte. Dagegen wußte man freilich von seinen religiösen Anschauungen so gut wie gar nichts, und es berührte mich deshalb im höchsten Grade überraschend, als ich Dalton mit großer Wärme von einer persönlichen Unterredung mit dem Oberprokureur erzählen hörte und erfuhr, daß Pobedonoszew der evangelischen Kirche durchaus freundlich gegenüberstehe und daß er nicht nur Thomas a Kempis, sondern auch die Schriften eines Thiersch den Russen in ihrer Muttersprache zugänglich gemacht habe. Vor kurzem erst war sein „Herzliches Wort an die russische Jugend" erschienen, das Dalton ins Deutsche übersetzt und mit einem Geleitsworte versehen hatte: ein aus Anlaß der Ermordung des Kaisers geschriebner Mahnruf, dem man es anmerkte, wie dem Verfasser die Not seines Volkes auf der Seele brannte und daß es ihm ernstlich um eine religiöse und sittliche Erweckung der ihm anvertrauten Seelen zu thun war.

Die Erinnerung an dieses Urteil wurde mir wieder lebendig, als ich Daltons Offnes Sendschreiben*) las, in dem mir noch einmal das gleiche Bild Pobedonoszews entgegentrat, allerdings als das Bild einer schönen Vergangenheit, das mit dem gegenwärtigen leider nicht das geringste mehr gemein hat. In bewegten Worten erinnert der Verfasser den Vertrauensmann des Kaisers an die Zeit, da er noch der evangelischen Kirche freundlich nahe gestanden, da er die Schriften eines Thiersch seinem Volke verdolmetscht und sich an der Geistesgemeinschaft mit einem Thomas a Kempis erfreut hatte, um ihm schließlich mit tapfrem Freimute, Auge in Auge, zuzurufen, daß nach seiner Ueberzeugung die ihm eingeräumte Macht für Land und Kirche ein Unheil sei.

Was diese Wandlung in dem Urteil eines so gründlichen Kenners der russischen Kirche und ihrer Machthaber veranlaßt hat, ist zur Genüge bekannt, und vollends die Leser dieser Blätter wissen aus Neuberts erschütternden Bildern aus der Leidensgeschichte der evangelisch-lutherischen Kirche**) in den Ostseeprovinzen, welch eine unheilvolle Rolle dieser mit einer Machtfülle ohnegleichen ausgerüstete Mann seitdem übernommen hat. Auch Dalton setzt in seinem Sendschreiben die Thatsachen als bekannt voraus, aber die Art und Weise, in der er sie beleuchtet, ist so treffend und überzeugend, daß sein Büchlein allen, den die Nöte der evangelischen Glaubensgenossen am Herzen liegen, nicht dringend genug empfohlen werden kann. Und sein mannhaftes, unmittelbar an die verantwortliche Stelle gerichtetes Wort wirkt eben deshalb um so erschütternder, weil es ein völliges Preisgeben alter Sympathien und einstiger wohlwollender Beurteilungen zur Voraussetzung hat; es wirkt um so eindringlicher, weil sein Urheber weder ein Sohn der baltischen Erde noch auch ein Glied jenes Teiles der evangelischen Kirche ist, der in erster Linie von Pobedonoszews verhängnisvoller Thätigkeit getroffen wird; es ist nicht zuletzt auch deshalb besonders beachtenswert, weil es nicht nur die verderblichen Schädigungen der evangelischen Kirche, sondern vielmehr noch den unvermeidlichen Rückschlag dieser unheilvollen Politik auf die griechische Kirche im Auge hat und für die immer brennender werdende Frage nach deren Zukunft Fingerzeige giebt, die zugleich für die Frage nach der Zukunft Rußlands überhaupt wohl zu beachten sind.

Den unmittelbaren Anlaß zu dem Sendschreiben gab jenes berüchtigte Aktenstück Pobedonoszews, in dem dieser am 31. Januar 1888 die von der Evangelischen Allianz an den Kaiser gerichtete flehentliche Bitte um Gewissensschutz bedrängter Glaubensgenossen beantwortete.***) Mit einem Gemisch von Be-

---

*) Offnes Sendschreiben an den Oberprokureur des russischen Synods, Herrn Wirklichen Geheimrat Konstantin Pobedonoszew, von Hermann Dalton. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot, 1889.

**) Im Banne Moskaus. Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen. Von Dr. K. H. Neubert. Barmen, Verlag von Hugo Klein. Erweiterter Sonderabdruck aus diesem Blatte.

***) Das Schreiben ist bei Neubert a. a. O. S. 91—99 abgedruckt.

Häuser ebenfalls ein Festgewand angelegt. Der Vatikan, dessen Zugänge vom Militär besetzt waren, hatte alle seine Pforten geschlossen.

Auf dem Festplatze nahm der Sindaco der Stadt, Guiccioli, früher ein Gegner der Sache, der sich also doch noch entschlossen hatte zu erscheinen, das Denkmal im Namen Roms in Empfang. Die Regierung dagegen war unvertreten. Begeisterte Reden wurden gehalten vom einen Studenten, vom Bürgermeister von Nola, dem Geburtsorte des Gefeierten, vom Deputirten Bovio.

Auf die Anmaßungen Leos X., hieß es, sei die Reformation, auf das Unfehlbarkeitsdogma Pius IX. die Eroberung Roms durch Viktor Emanuel, auf die Feindseligkeiten Leos XIII. gegen das geeinte Italien und die modernen Ideen sei die Errichtung dieses Denkmals die Antwort gewesen. Man denkt nicht gering von diesem Tage, den man der Reformation zur Seite stellt, an dem die „Göttin Vernunft" ihren Einzug in die ewige Stadt halte, in der vordem andre Götter, auch Christus und die Heiligen Wohnung hatten. Ueberhaupt wird von dem „Märtyrer am Kreuz" und „dem Märtyrer auf dem Scheiterhaufen" in demselben Tone geredet. Merkwürdig ist ein Umstand. Was wäre wohlfeiler gewesen als eine Beziehung auf Pfingsten, auf den „Sieg des freien Geistes, des wahrhaftigen Pfingstgeistes", wie sich etwa ein deutscher Volksredner ausgedrückt haben würde? Davon findet sich in allen Reden des Tages, die mir zu Gesicht gekommen sind, keine Spur, nicht eine Erinnerung, daß dieser Tag zufällig auch ein hoher Festtag der Kirche ist. So haben die Kreise, die diese Feier gesammelt hat, alle Fühlung mit der Kirche verloren. Auch der Papst scheint sein diesmaliges Pfingstfest bei verschlossnen Thüren gefeiert zu haben.

Wir wiederholen kurz das Urteil über die ganze Angelegenheit, das wir in einem frühern Aufsatze ausgesprochen und begründet haben.*) Giordano Bruno ist ein großer Philosoph, der modernste seiner Zeit, ein reicher, zukunftatmender Geist, trotz großen Schwächen ein edler Mensch. Aber von diesen Schwächen ist der größten eine, daß er trotz eines Hauches tief religiöser Begeisterung nicht das geringste Verständnis für das positive Christentum hat, und zwar für den Protestantismus noch weniger, als für den Katholizismus, so daß die Radikalsten sich mit Recht auf ihn berufen können. Und von diesen Radikalen ist der Gedanke eines Denkmals für Giordano Bruno, der als Philosoph sicher eines solchen würdig ist, ausgegangen. Das fühlen die konservativeren Italiener und haben sich darum möglichst still verhalten. Aber das junge Königreich verdankt den liberalen Ideen bei seinem Entstehen zu viel und hat bei den Kämpfen seiner Gegenwart und Zukunft zu sehr mit ihnen zu rechnen, als daß es diese sich verfeinden dürfte. Und so hat die Sache Förderer auch in Kreisen gefunden, in denen an sich wenig Begeisterung dafür zu bemerken war.

So ist diese ganze Denkmalangelegenheit weniger an sich, als durch die Streiflichter interessant, die auf die verschiedensten Verhältnisse und Anschauungen innerhalb und außerhalb Italiens dadurch geworfen werden. Daß die liberalen Blätter Italiens begeistert jubeln und daß man auch in den deutschen einen Widerhall davon verspürt, ist ebenso natürlich, wie daß die klerikalen, wie der Osservatore Romano, des Hasses und des Zornes voll sind und daß auch die Germania mit ihren Freundinnen in diesen Ton einstimmt. Die Regierung, obwohl nicht hindernd, ist von Anfang bis zu Ende kühl geblieben, wenn auch der beste Kenner und Beurteiler Giordano Brunos, Domenico Berti, ihr angehört, vielleicht eben darum. Die Illustrazione Italiana, die beste illustrirte Zeitschrift Italiens, durchaus regierungsfreundlich und darum auch, obwohl in Mailand erscheinend, die dort heimischen französischen Neigungen immermehr nach Deutschland hinüberwendend, hatte der Giordano Bruno-Frage lange Zeit kaum erwähnt. Jetzt bringt sie natürlich auch Abbildungen und Berichte. Doch heißt es in einem Leitartikel, nachdem eine der größten Schattenseiten im Charakter des Philosophen, seine maßlose Eitelkeit, hervorgehoben ist: seine Verbrennung sei weniger seinen Richtern, als seiner Zeit Schuld zu geben, und die römischen Studenten,

*) Vgl. Nr. 14 des vorigen Jahrgangs.

die jetzt die Blätter des Osservatore Romano verbrennen, würden, wenn sie die Macht gehabt hätten, vor 300 Jahren die Redakteure selbst verbrannt haben. Und in der folgenden Nummer lesen wir:

Zur Wache der Bildsäule, die sich jetzt auf dem Campo di fiori erhebt, stehen beständig einige Schutzengel, d. h. Polizeileute da, um zu verhindern, daß das Bild des Bruders von Nola beschimpft werde. Wenn man die Denkmäler vermehrt, wird man, immer dem freien Gedanken zu Ehren, die Sicherheitsmannschaft vermehren müssen. Man hat mit Recht bemerkt, daß in Rom noch kein Denkmal für den Grafen Cavour errichtet ist, welcher zwar weder die Bestia trionfante, noch den Candelajo geschrieben, aber doch etwas gethan hat, um Italien auf das Kapitol zu bringen. Jetzt sucht man nach andern Mönchen, die Freidenker sind, um sie zu „bedenkmalen," und mit ein wenig gutem Willen wird es glücken, mehr als einen zu finden. Wir werden also neue Agitationen, neue Komitees, neue Einweihungen haben nnd mit allen diesen Mönchsstatuen wird die Demokratie der Hauptstadt den Anschein eines Klosters geben.

So Italien, und was sagt das unparteiische Deutschland dazu? Wir lassen zwei Stimmen laut werden.

Die Kreuzzeitung brachte einen Aufsatz: „Die Brunofeier und die Freimaurerei." Mit Recht betont sie darin, daß der Teil des italienischen Volkes, der um das Brunodenkmal tanzte, mehr franzosenfreundlich als deutsch gesinnt sei und daß wir uns aus Freundschaft für Italien nicht zum Bannerträger der Revolution und des Atheismus machen lassen wollen. Aber unrecht hat sie, wenn nach einem mir unverständlichen Wort Bonghis Bruno in dem Spaccio della bestia trionfante, wie in vielen andern seiner Schriften sich als „den ordinärsten und schmutzigsten Schriftsteller seiner Zeit" erweisen soll. Obszön ist Bruno nur im Candelajo (Bandelajo wird er hier genannt); sonst wird es wenige Schriftsteller seiner Zeit geben, die so frei von allen Anspielungen dieser Art wären, wie gerade seine italienischen Hauptschriften, vollends seine logischen und philosophischen lateinischen Schriften. Irrig ist es auch, wenn nach Vorgang italienischer Blätter behauptet wird, die deutschen Logen seien bei der Brunofeier vertreten gewesen. Einzelne Freimaurer aus Deutschland mögen zugegen gewesen sein; offizielle Vertreter waren sie nicht, und jene Behauptung ist auf Rechnung des Feststils etlicher italienischer Blätter zu setzen.*)

Unglaublich ist es dagegen, daß der Protestantenverein eine von seinem Vorstande unterschriebne Zustimmungsadresse nach Rom geschickt hat. Dieser feiert in ihm „den Kämpfer für religiöse Freiheit, welcher in unserm Luther einen Genossen seines Strebens fand," nach einzelnen Stellen seiner Schriften, worin er die Reformation und auch Luther in ihrer Bedeutung für das freie Geistesleben rühmt. Aber nicht nur Luther würde sich für diesen Genossen bedankt haben. Auch Bruno hat zu wiederholten Malen sich gegen die gottlose „Trägheit" der protestantischen Glaubenslehre ausgesprochen, von deren Verbreitern er einmal sagt, sie müßten verbrannt werden. Und noch vor seinen Richtern in Venedig sagt er auf die Frage, wie er zum Luthertum stehe, nach den von Ranke daselbst aufgefundnen Akten:

Diese Art von Frommen, welche die Völker lehren, zu glauben ohne Werke, die doch der Zweck aller Religionen sind, verdienen mehr als Schlangen, Drachen und andre dem Menschengeschlecht verderbliche Tiere ausgerottet zu werden, denn die barbarischen Völker werden durch solchen Glauben noch barbarischer und die, welche von Natur gut sind, werden schlecht. . . . . . Die sogenannte Religione riformata ist vielmehr eine Religione diformatissima.

Ueber solche Aeußerungen können einzelne hinwegsehen und dennoch dem „Philosophen, der die Bahnen des modernen Geistes ahnend . . . den Tod auf sich nahm, da er zu wählen hatte zwischen ihm und der Verleugnung der Wahrheit," ihre Sympathie bezeugen: ein kirchlicher Verein, der im Namen des deutschen („barbarischen") Protestantismus zu sprechen vorgiebt,

*) Zu dieser Erklärung ermächtigt mich ein genauer Kenner Giordano Brunos, wie der gegenwärtigen Bewegung in Italien, der selbst Freimaurer, bei der Großen Landesloge in Berlin wegen der ihm bei Stellung der Freimaurer in Deutschland im Unterschiede von den romanischen Ländern unglaublich scheinenden Nachricht angefragt und bestimmt obigen Bescheid erhalten hat. Er macht mich darauf aufmerksam, wie schon der Ausdruck „Nationale Großloge" statt „Große Landesloge" darauf hinweise, daß die Kreuzzeitung hier nicht aus deutscher, sondern aus italienischer oder französischer Quelle geschöpft, bez. aus ihnen diese Bezeichnung zurück übersetzt habe.